

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Joachim Slüter

oder

Die Einführung der Reformation in Mecklenburg.

Zweiter Band.

Joachim Slüter

oder

Die Einführung der Reformation in Mecklenburg.

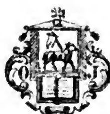
Historischer Roman

von

Julius von Wickede.

Zweiter Band.





Berlin.

Verlag von Otto Janke.





Erstes Kapitel.

Slüter in Güstrow und die Anhänger der neuen Lehre in Mecklenburg.

Die fanatisch-päpstliche Partei in Rostock glaubte nun zwar, durch die gewaltsam herbeigeführte Entfernung Slüters aus der Stadt das in ihren Augen verruchte Ketzerthum vollständig ausgerottet zu haben, mußte sich jedoch bald zu ihrem größten Verdruß überzeugen, daß sie sich hierin in einem bedeutenden Irrthum befände. Die Saamenkörner, welche der Vertriebene ausgesäet hatte, fanden einen zu günstigen Boden, als daß sie so leicht hätten wieder verdorren können. Der kernhafte Sinn des Bürgerthums an der deutschen Ostseeküste ließ sich so bald nicht in der einmal gefaßten Ueberzeugung wieder wankend machen und fast Alle, die, durch Slüters Reden begeistert, sich zu der neuen Lehre Luthers hingewandt hatten,

blieben auch nach ihres Lehrers Entfernung mit unerschütterlicher Festigkeit ihr getreu. Zwar suchten die eifrigen Papisten, unter denen sich jetzt der Pater Rothstein vom Dominikanerkloster St. Johannis und auch der Rathsherr Cordes durch ihren unangemessenen Eifer ganz besonders bemerklich machten, die Anhänger der neuen Lehre auf jegliche Weise zu verfolgen, allein nur in den allerseltensten Ausnahmefällen hatten ihre Bestrebungen irgendwie einen bemerklichen Erfolg. Die nicht zu leugnende Rednergabe des Paters füllte wohl stets die Kirche, sobald er die Kanzel betrat und die Zahl seiner treuen Verehrer, zumal auch unter den Frauen und Töchtern der angesehenen Geschlechter, war keine geringe, doch erbitterte auf der andern Seite sein Fanatismus auch nicht wenig und sein zornwüthiger Eifer vermochte gerade nicht zu überzeugen oder gar zu versöhnen. Er begann seine Predigten fast immer damit, daß er die neue Lehre und nun gar deren Gründer, den Dr. Martin Luther, feierlich verfluchte und mit heftigen Worten seine Zuhörer ermahnte, sie möchten ihre Gebete zu Gott wenden, daß Luther und alle seine Jünger, und unter diesen besonders auch der verruchte Slüter, ebenso öffentlich verbrannt würden, wie diese wohlverdiente Strafe den Huß zu Constanz und manche

andere Ketzer schon glücklicherweise getroffen habe. So wie der Pater bemerkte, daß einer seiner Zuhörer kein Paternoster oder keinen Rosenkranz in der Hand hielt, sondern wohl gar ein Buch, in dem er die von den Papisten so sehr verpönte lutherische Bibelübersetzung argwöhnte, verleitete ihn sein Glaubenseifer dazu, diesen öffentlich von der Kanzel zu schmähen und häufig in der plattdeutschen Mundart, wie man sich solcher früher allgemein in Mecklenburg bediente, wohl gar ihm die drohenden Worte zuzurufen: „Ick seh Di woll achter den Piler stehn, Du hest een lutherisches Bökchen in de Hand, dat ward Di in dat höllische Fuer bringen“ (historisch). Solche und ähnliche Drohungen in der Kirche vermochten nur die Gemüther zu erbittern und die Ausbreitung der neuen reinen Lehre ward dadurch eher befördert, als verhindert.

Auch die weltlichen Verfolgungen des Rathsherrn Cordes und seiner Helfer und Helfershelfer, unter denen sich der Rottmeister Horwath durch seine Brutalität und Gehässigkeit auffallend bemerkbar machte, verfehlten gänzlich ihren Zweck. Zwar wurden Dutzende von Knechten, Gesellen und anderen Leuten niederen Standes, welche als Lutheraner bekannt waren, oft mit der größten Härte aus der Stadt verjagt, ja auch wohl vorher körperlich gezüchtigt oder unter nichtigen

Vorwänden Wochen und Monate lang in harter Haft auf der Frohnerei gefangen gehalten, allein deren Zahl nahm deshalb doch nicht ab. Im Gegentheil sogar, für jeden derartig vertriebenen Lutheraner fanden sich immer neue Männer aus den unteren Ständen, welche der Lehre Luthers anhingen, und so mehrte sich deren Zahl immer mehr. Hauptsächlich unter den in Rostock so zahlreichen und wichtigen Seefahrern fand dieser neue, gereinigte Glaube in überraschend kurzer Zeit die zahlreichsten und treuesten Freunde. Diese trotzigen, starken, im steten Kampf mit den wilden Elementen abgehärteten Männer wollten sich die vielen Hudeleien der ohnehin verhaßten Schaarwache nicht gutwillig gefallen lassen. Gerade am Hafen und in den Strandstraßen, wo das Seevolk vorzugsweise sein Wesen trieb, kam es jetzt häufiger denn je zu argen Schlägereien zwischen den Matrosen und den Söldnern der Schaarwache; die schweren, kurzen Enterschwerter der Ersteren kreuzten sich mit den wuchtigen Hellebarden der Letzteren und nicht selten floß Blut und gefährliche Verwundungen, ja selbst Todesfälle waren zu beklagen. Außer in starken Haufen wagten sich des Abends die Schaarwächter gar nicht mehr in diese Gegenden und der Rottmeister Horwath, ein so persönlich muthiger und

streitgewohnter Mann er auch sonst war, durfte ohne eine Bedeckung von sechs bis acht schwerbewaffneten Söldnern keine Verhaftung daselbst vornehmen, da er sicher sein konnte, den hartnäckigsten Widerstand dabei zu finden. Aber auch die Rostocker Schifffahrt, dieser Lebensnerv der ganzen Stadt, fing schon an, unter diesen religiösen Zwistigkeiten bedeutend zu leiden. Viele lutherisch gesinnte junge Steuerleute und Matrosen gingen bereits nach Lübeck, wo man toleranter gegen ihren Glauben verfuhr, und wurden mit Freuden von den dortigen Schiffern aufgenommen, während die einheimische Rhederei mitunter Mangel an einer tüchtigen Mannschaft zu leiden begann.

Hatte doch ein hoher Rath diese Angelegenheit einer besonderen Sitzung gewürdigt, in der es zu heftigen Reden und manchen inneren Streitigkeiten gekommen war. Der erste Bürgermeister der Stadt, Herr Heinrich Gerdes, ein wohlgesinnter und weiser Mann, der im Innern seines Herzens dem neuen Glauben gar nicht so feindselig gegenüberstand, als dies bei Vielen der Rathsherren der Fall war, rieth zur Schonung und Milde und wollte nicht, daß man gegen die lutherisch Gesinnten so hart auftrete, als dies in den letzten Monaten nur zu häufig geschehen sei. Seine Ansicht drang aber noch nicht durch in

der hohen Rathsversammlung, denn der Rathsherr Cordes mit seiner gewandten und beredten Zunge wußte die große Mehrheit der Anwesenden dahin zu bewegen, daß man in den bisherigen Maßregeln nicht nachlassen und gerade jetzt das ketzerische Lutherthum mit Stumpf und Stiel ausrotten müsse. Sei dies schöne Ziel erst erreicht, so würden auch die gegenwärtigen Reibereien im Innern der Stadt von selbst aufhören und die Seefahrer schon sehr bald wiederkommen und sich der guten, alten Ordnung fügen. Diese Meinung gab in der Versammlung des hohen Raths auch den Ausschlag und mit ansehnlicher Mehrheit der Stimmen ward beschlossen, in der bisherigen Weise der Strenge gegen alle Ketzer fortzufahren. Mißbilligend sein graues Haupt schüttelnd, verließ der Bürgermeister, Herr Heinrich Gerdes, das Rathhaus und sein Factotum, der alte Bürgermeisterdiener Mohl, der in seiner rothen Amtstracht unmittelbar hinter ihm herschritt, mußte ihn wiederholt leise an dem Zipfel der mit feinem Rauchwerk verbrämten schwarzen Sammetschaube ziehen, daß er die ehrfurchtsvollen Grüße der ihn begegnenden angesehenen Bürger nicht unerwidert lasse, so vertieft war der alte Herr in seinen schweren Gedanken.

Suchte man die nicht angesessenen bekannten Luthe-

raner mit schonungslosem Eifer jetzt aus den Stadt und deren Gebiet zu vertreiben, so ließ sich gegen die ansässigen Bürger doch nicht Gleiches thun, den Bader Peter Schmidt, Schiffer Bradhering, Schiffsbaumeister Willgaß, Schmied Roloff und andere Bürger mehr, welche als die Häupter der Lutheraner unter der eigentlichen Bürgerschaft galten, konnte man nun nicht mehr vertreiben, aber gequält und molestirt wurden sie auf jegliche Weise. Ja, als der Eifer des Rathsherrn Cordes es schon durchgesetzt hatte, daß diese Männer gefänglich eingezogen und wegen sträflicher Ketzerei vor ein peinliches Gericht gestellt werden sollten, wäre es fast zu einem offenen Aufstand in der Stadt gekommen. Ein Theil der Quartiere waffnete sich und stellte sich auf und die zahlreichen Zünfte der Schiffszimmerleute, Huf- und Waffenschmiede, Grobbäcker und Knochenhauer erklärten, sie würden es unter keinen Umständen dulden, daß hochangesehene Meister ihrer Gewerke, ihres Glaubens wegen, gefänglich eingezogen werden sollten. So war denn eine Volkserhebung zu befürchten und der Bürgerkrieg, der leider schon so oft innerhalb der Mauern der alten Stadt Rostock gewüthet hatte, schien abermals emporflammen zu wollen. So weit mochte es jedoch ein hoher Rath nicht kommen lassen, denn

er fühlte sich zu schwach, um gegen diese Drohung eines so großen Theils der vornehmsten und stärksten Zünfte mit offener Gewalt einschreiten zu können. Zwar gab es Fanatiker, die lieber zum Aeußersten es treiben wollten, als jetzt schwächlich nachzugeben, allein die gemäßigte Stimme des Bürgermeisters Heinrich Gerdes, der mit beredter Sprache es darzulegen wußte, welch unermeßliches Unheil der Stadt drohe, wenn es jetzt abermals wieder zu offenen Zwistigkeiten unter ihren Bürgern selbst komme, wußte sich diesmal Gehör zu verschaffen. Besonders auch seine Ansicht, daß die auf Rostocks Macht und Ansehen stets eifersüchtigen Herzöge von Mecklenburg diese Gelegenheit nur zu wahrscheinlich benutzen würden, um unter dem Vorwande, die Ruhe wiederherzustellen, sich in diese Händel zu mischen und eine Besatzung in die Stadt zu werfen, war hierbei von großem Gewicht. So ward von allen offenen Gewaltmaßregeln gegen die als Bekenner der neuen Lehre bekannten ansässigen Bürger wieder abgestanden und diesen unter der Hand eröffnet, daß sie im Innern ihrer Wohnungen und im engen Kreise unter sich so viele religiöse Handlungen treiben könnten, als sie nur wollten, ohne daß ein hoher Rath sich weiter viel darum bekümmern werde. Es war dies der erste

günstige Erfolg, dessen die Lutheraner sich wieder rühmen durften, seit es dem Eifer der papistischen Partei gelungen war, den Magister Joachim Slüter aus der Stadt zu vertreiben.

In der Vorderstadt Güstrow, im Geheimen geschützt von dem Herzog Heinrich von Mecklenburg, führte Slüter inzwischen ein stilles, zurückgezogenes Leben. So viel es irgendwie in seinen Kräften stand, suchte dieser glaubenseifrige, für die reine Lehre Luthers so hoch begeisterte Mann jetzt auch dafür wieder neue Anhänger zu werben und es gelang auch seinen unablässigen Bestrebungen, sowohl in Güstrow selbst, wie in dessen näherer und fernerer Umgebung, manch tüchtigen Streiter für den neuen Glauben zu gewinnen. Eine eigennützige Politik machte Herzog Heinrich in der Stille auch zu einem Bekenner des Lutherthums in Mecklenburg. Er wünschte dessen Ausbreitung im Lande, damit er bei dieser Gelegenheit manche reiche Klöster und geistliche Stiftungen einziehen und mit deren Erträgnissen seine stets leere Kasse füllen könne, und doch wagte er es wieder nicht, sich offen dazu zu bekennen, aus Furcht, den Zorn des mächtigen Kaisers von Deutschland, Carl V., dadurch auf sich zu lenken. Solch politisches Intriguenspiel widerstrebte zwar dem reinen Charakter Slüters

auf das Aeußerste und gerne wäre er aus Güstrow und der Nähe des fürstlichen Hoflagers daselbst fortgegangen, wenn er nicht selbst gefühlt hätte, daß ihm der Schutz des Herzogs für jetzt noch unentbehrlich wäre. Wie sehr sehnte er sich unter diesen Umständen wieder nach seinem geliebten Rostock und in den trauten Kreis seiner dortigen treuen Freunde zurück und mit welcher Inbrunst wartete er auf die Stunde, in der es ihm wieder vergönnt sein würde, die Kanzel in der altehrwürdigen Kirche zu St. Petri abermals zu besteigen und von dort mit begeisterten Worten als Priester des Herrn seiner andächtigen Gemeinde die reine Lehre des Evangeliums zu verkünden.

Unter dem Schutz heimlicher Verkleidung hatte Slüter schon einigemal sich wieder nach Rostock hineingewagt und daselbst im gastlichen Hause des Baders Peter Schmidt, seines treuesten Verehrers, einen Kreis seiner Glaubensgenossen um sich versammelt. Der unermüdlichen Wachsamkeit der vielen Mönche aller Orden, von denen allein über dreihundert damals in der Stadt sich aufhielten, gelang es jedoch stets, solche heimliche Besuche des von ihnen so bitter gehaßten Reformators der Kirche alsbald zu erspähen. Sie hatten in den Häusern des Baders und anderer, als eifrige Lutheraner bekannter Bürger stets eine Menge

von ihren Spionen und erfuhren dadurch Alles, was in denselben vorging. So war Slüters Leben denn bei diesen stillen Besuchen in Rostock schon wiederholt arg gefährdet gewesen. Die papistische Partei hatte einen Haufen Pöbel durch Geld und reichliche Spendung von dem so sehr beliebten starken Rostocker Bier aufgehetzt, das Haus des Peter Schmidt zu umringen und mit tobendem Geschrei die Auslieferung des verruchten Ketzers, der den Zorn Gottes und den Bannfluch des hohen Stellvertreters Christi, des Papstes in Rom, auf die Stadt herbeiführen würde, zu verlangen. Es war zu wilden Scenen gekommen und da die Schaarwache, deren Pflicht es eigentlich gewesen wäre, das Haus jedes Bürgers vor ähnlichem Unfug zu schirmen, sich wohlweislich nicht blicken ließ, so hätte nicht viel gefehlt, daß die tobenden Kerle in die Wohnung des Baders eingedrungen wären, um dort die ärgsten Excesse zu verüben. Nur die schnelle Dazwischenkunft des Schiffsbaumeisters Willgaß, der mit einem tüchtigen Haufen schnell gesammelter Schiffszimmergesellen und Matrosen auf die Tumultanten eindrang und solche mit derben Knüttelhieben auseinanderjagte, rettete im letzten Augenblick die Wohnung des Baders und die darin vereinigten Anhänger der lutherischen Lehre. Vielfache heftige Prügeleien fan-

den an dem Abend aber noch in verschiedenen Theilen der Stadt zwischen den lutherisch gesinnten Arbeitern und dem von den Mönchen aufgehetzten Pöbel statt. Auch der Rottmeister Horwath hatte meist die Anwesenheit Slüters in Rostock aufgespürt und war mit einigen Söldnern der Schaarwache ausgezogen, um auf ihn als einen Störer der öffentlichen Ruhe zu fahnden. Es hatte viele Mühe gekostet, den kühnen Reformator den Nachforschungen des eifrigen Rottmeisters zu entziehen, und manche Bekenner der neuen Lehre waren dadurch in sehr böse Verdrießlichkeiten gerathen. So hatte denn Slüter — so schwer ihm solcher Entschluß auch immerhin werden mochte — auf den Besuch von Rostock, wenigstens für die nächste Zeit, bis dort wieder bessere Verhältnisse eintraten, verzichten müssen. Auch das Vorhaben, auf dem flachen Lande, in einem zwischen Rostock und Güstrow passend gelegenen Dorfe, größere Zusammenkünfte seiner früheren Zuhörer zu veranstalten, um mit ihnen gemeinsamen Gottesdienst zu halten, mußte leider unterbleiben. Der größte Theil der mecklenburgischen Ritter, denen die meisten Dörfer zu eigen gehörten, waren damals noch der römisch-katholischen Kirche blind ergeben und schenkten den Einflüsterungen der Geistlichen, die sich als Pfarrer in den Landkirchen

oder auch als Hauscaplane in den Hauscapellen auf den großen Rittergütern befanden, ein unbedingtes Zutrauen. So konnte Slüter gar nicht daran denken, daß ihm ein Rittergutsbesitzer die Genehmigung ertheilen würde, auf seinem Gute eine derartige Versammlung abzuhalten, ja er mußte sogar befürchten, daß solche durch das von den Rittern unbedingt abhängige Landvolk gewaltsam zerstört und er, wie auch seine Anhänger, am Leben oder doch an ihrer Freiheit arg bedroht werden möchten, wenn er es ohne eine derartige Erlaubniß wagte, eine solche Zusammenkunft auf irgend einem ritterschaftlichen Gute abzuhalten. Ein gleich ungünstiges Verhältniß fand aber auch in den zur Stadt Rostock gehörigen sogenannten Kämmereigütern statt. Hier herrschten die Papisten unbedingt, die Predigerstellen waren mit deren fanatischen Angehörigen besetzt und das rohe hörige Landvolk befand sich in deren unbedingter Abhängigkeit.

Somit hatte der Magister Joachim Slüter in dem Jahre 1524 leider nur zu geringe Gelegenheit, mit seinen Freunden und Anhängern in Rostock zu verkehren und persönlich daselbst für die weitere Ausbreitung seiner Lehre zu wirken. Tiefen Kummer bereitete dies dem trefflichen Mann und fast unablässig

weilten seine Gedanken bei seinen lieben Freunden und Anhängern in der alten Hansestadt. War er doch selbst nur zu fest davon durchdrungen, daß grade diese gute Stadt mit die Wiege der Reformation nicht allein im mecklenburgischen Lande, sondern weit hinauf an den Gestaden der deutschen Ostseeküste werden solle und müsse und ihre so berühmte Hochschule die Jünger zu bilden berufen sei, welche als Apostel der neuen Lehre hinaus in alle fernen Länder zögen, Luthers Satzungen zu predigen und das Volk von dem harten Druck des damaligen Papismus zu erlösen.

Außer in der Stadt Rostock selbst, hatte Joachim Slüter in Warnemünde die meisten und eifrigsten Anhänger gefunden. Die einfachen Seeleute daselbst, deren Leben ja fast ein beständiges Ringen und Kämpfen mit dem wilden Meere war, hatten das Lutherthum mit offenen Ohren und warmer, innerer Begeisterung aufgenommen. Schon als Slüter noch als Lehrer an der Schule der Kirche zu St. Petri weilte, war es stets mit seine liebste Erholung gewesen, an schönen Tagen in raschem Boote auf der Warnow nach Warnemünde zu segeln, dort seine Augen an dem Anblick des unendlichen Meeres zu erfreuen und dann in ernsten Gesprächen mit den

älteren, zu Hause anwesenden Fischern und Lootsen und deren Familien die neuen Lehren Luthers, wie solche sein Ohr in Wittenberg gelauscht hatte, möglichst zu verbreiten. Manch goldenes Körnlein der Wahrheit, was auf empfänglichen Boden fiel, war bei diesen Besuchen auf diese Weise von ihm ausgestreut worden. Die Warnemünder gehörten einem eingewanderten, friesischen Volksstamme an, ihre Charaktereigenthümlichkeit trat damals noch ungleich schärfer hervor, als dies jetzt der Fall ist, und gerade dieser Drang nach Freiheit, Wahrheit und Recht, der den friesischen Stamm während des Mittelalters so vortheilhaft auszeichnet, bewirkte, daß vorzugsweise die Friesen sich überall sehr schnell und mit besonderem Eifer der Reformation anschlossen. Dazu kam auch, daß die Pfarrstelle an der Kirche zu Warnemünde gerade ungemein schlecht besetzt war. Die Gemeinde war klein und ärmlich und die Stelle daher nur äußerst gering dotirt, der Aufenthalt in dem rauhen, unwirthlich gelegenen, zumal im Winter von fast steten heftigen Seestürmen umbrausten Ort, ein überaus unangenehmer, und so fanden sich fast niemals genügende Bewerber um solche geringe, so wenig gewährende Pfarre. So hatte man in den letzten Jahren dem Dominikanerkloster zu St. Johannis die

Besetzung dieser Stelle überlassen. Aus ihrem behäbigen Kloster zu Rostock, wo sie sich eines besonders vergnüglichen Wohllebens erfreuen durften, in das dürftige, einsame Pfarrhaus in Warnemünde versetzt zu werden, erschien den meisten Brüder des Ordens als eine Strafe und so betrachtete auch der Prior des Klosters diese Bestimmung. Er sandte gewöhnlich nur Mönche auf diese Stelle, mit deren Betragen er nicht zufrieden war, oder die aus irgend einem Grunde eine Bestrafung erhalten sollten. So weilte schon seit einigen Jahren ein Pater daselbst, der als ein roher, unwissender, dem Trunke sehr ergebener Mensch sich überall einen schlechten Ruf erworben hatte. Er las jeden Morgen gewohnheitsmäßig die Messe, besorgte die übrigen, ihm unumgänglich obliegenden, geistlichen Pflichten ganz mechanisch, bekümmerte sich aber im Uebrigen nicht im Allermindesten um sein geistliches Amt und nun gar um das Seelenheil der ihm anvertrauten Gemeinde. Der Genuß starker geistiger Getränke war seine Hauptfreude und Beschäftigung, und konnte er keine andere Gesellschaft zum Trinken bekommen, so verschmähte er auch die der sechs bis acht Söldner der Stadt nicht, welche die Besatzung des unweit der Warnow zur Beherrschung der Schifffahrt erbauten festen Thurmes

bildeten. Solch ein Seelsorger — und man traf deren ähnliche nur zu viel unter der katholischen Geistlichkeit des Mittelalters — konnte dem wahrhaft frommen, nach innerer Erbauung verlangenden Sinn der Warnemünder nicht genügen und so wandten sie sich denn fast ausnahmslos weit schneller dem Lutherthum zu, als dies sonst vielleicht geschehen sein dürfte. Es war daher ein wahrer Freudentag für den ganzen Flecken gewesen, als sich die Kunde verbreitet hatte, der so hoch von ihnen verehrte Magister Slüter sei zum Prediger der Kirche zu St. Petri in Rostock von der dortigen Gemeinde erwählt worden. Wie der hohe Thurm von St. Petri noch in meilenweiter Entfernung auf dem Meere sichtbar, den Seeleuten und Fischern oft zum leuchtenden Wahrzeichen diente, nach dem sie sicher steuern können, um die richtige Fahrt zu finden, so dünkte es den frommen Warnemündern eine gute Vorbedeutung zu sein, daß von nun an auch unter dem schützenden Dach dieser Kirche ein Prediger das Wort Gottes verkünden werde, der ihre Seelen in das richtige Fahrwasser des reinen Glaubens leite und sie dem sicheren Hafen der wahren inneren Ruhe entgegenführe. Von Slüters Ernennung an war die Petrikirche an jedem Sonntag, wenn dieser die Kanzel bestieg, ganz regelmäßig von fast allen Warnemündern,

jung und alt, Weib und Mann, die nur irgendwie vom Hause abkommen konnten, besucht. Mochte die Witterung auch noch so rauh sein, was machten sich diese abgehärteten, an stetes Ungemach des Lebens gewöhnten Menschen wohl daraus, wenn sie nur die Predigt ihres so hoch verehrten Slüters hören konnten. In ihren Böten segelten sie gar schnell die Warnow bis nach der zwei Meilen entfernten Stadt herauf, oder war der Wind zum Segeln ungünstig, so förderten die kräftigen Ruderschläge der Männer wie Frauen die leichten Fahrzeuge beinahe ebenso geschwinde, als dies die geschwellten Segel nur vermochten. Mindestens ein Dutzend, oft aber noch eine größere Zahl solcher Böte, alle mit eifrigen Kirchenbesuchern gefüllt, fuhren allsonntäglich gen Rostock, und keine andächtigeren Zuhörer und festeren Anhänger, als deren Insassen, konnte Slüter unter Allen, die den weiten Raum seiner Kirche füllten, zählen. Eine Unglücksbotschaft war es daher für alle Bewohner des Fischerortes, als dieser nach kaum Jahresfrist seine Predigerstelle zu St. Petri wieder aufgeben, ja selbst die Stadt Rostock nothgedrungen verlassen mußte, um den allzu heftigen Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen. Von nun an fuhr kein Warnemünder Boot mehr mit Besuchern der Kirche den

breiten Strom hinauf, und da ihr Gottesdienst daheim ihnen jetzt noch weniger denn je behagen konnte, so enthielten sich die meisten Bewohner des Fleckens fast gänzlich der Theilnahme des Gottesdienstes. Sie hielten dafür zu Hause desto fleißiger religiöse Versammlungen ab, bei welchen sie fromme Lieder sangen oder sich ein Kapitel aus der einzigen Bibel, welche der Ort als kostbares Geschenk Slüters besaß, vorlasen. Doch so viele innere Erbauung ihnen auch diese stille Andacht gewährte und so sehr sie solche dem Anhören der Messe in ihrer Kirche, die mechanisch von einem halb betrunkenen Pfaffen abgeleiert wurde, vorzogen, so wurden ihnen die Predigten Slüters doch lange nicht dadurch ersetzt und dringend verlangte es Alle, nach so langer Pause eine solche wieder hören und sich an ihrem reinen Inhalt so recht mit vollem Herzen erquicken zu dürfen.

Zwar war dieser, dem Lutherthum so sehr zugeneigte Sinn fast aller Warnemünder, mit sehr vereinzelten Ausnahmen, der katholischen Partei in Rostock wohl bekannt und hatte schon wiederholt deren heftigsten Zorn erregt und doch wagte man nicht, gewaltsam dagegen einzuschreiten. Warnemünde wurde in jeder Hinsicht schon ohnehin hart genug von der Stadt bedrückt, als daß man hätte es jetzt wagen sollen,

dessen Bewohnern auch noch ihre Glaubensfreiheit zu verkümmern. Es herrschte überhaupt schon eine große Unzufriedenheit unter allen Warnemündern gegen die strenge Herrschaft Rostocks und mehrere Male hatten sie bereits erklärt, wenn man sie noch fernerhin so hart bedrücken wollte, so würden sie ohne Weiteres ihre kleinen Häuschen verlassen und auf ihren Böten mit sammt ihren Familien nach dem benachbarten Holstein segeln, wo man sie, als tüchtige Seeleute, gewiß mit offenen Armen aufnehme. Als verläßliche Lootsen bei dem damals so sehr schwierigen Einsegeln in die Warnow, außerordentlich tüchtige Matrosen auf den Rostocker Schiffen und fleißige Versorger der städtischen Haushaltungen mit Seefischen und weißem Seesand zum Scheuern der Zimmer, waren die Warnemünder aber eigentlich unentbehrlich. Ihr Gesammtwegzug hätte der Stadt den größten Schaden zugefügt und gar viele Interessen arg benachtheiligt und so beschloß ein hoher Rath wohlweislich, Alles aufzubieten, um solchen, wenn nur irgend möglich, zu verhüten. In einer sehr stürmischen Rathsversammsammlung hatten die eifrigsten Papisten zwar den Antrag gestellt, man möge gegen die aufsässigen Warnemünder mit aller Strenge einschreiten, ihnen ihre häuslichen Andachten verbieten und sie nöthigenfalls

mit Gewalt in den Schooß der allein seligmachenden, römisch-katholischen Kirche zurückzuführen, doch waren diese Vorschläge mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt worden. Selbst der alte Raths- und Handelsherr Niclas Wulf, so eifrig er auch sonst in jeder Hinsicht der papistischen Partei zugethan war, hatte sich mit vieler Entschiedenheit gegen alle derartigen Gewaltmaßregeln ausgesprochen und den völligen Untergang des Fleckens Warnemünde verkündet, wenn so etwas geschehen sollte. So ließ denn ein hoher Rath die kirchlichen Zustände daselbst so gehen, wie sie wollten, ohne sich eben allzu viel darum zu bekümmern und dies war denn auch das Beste, was er unter den obwaltenden Verhältnissen zur Zeit thun konnte.

Der Winter des Jahres 1524 begann mit einer ungewöhnlich frühzeitigen Strenge hereinzubrechen. Schon Mitte November bedeckte tiefer Schnee alle Felder, die Warnow fing an, in Eis zu gehen, und die Schifffahrt konnte als geschlossen angesehen werden. An den sicheren Pfählen des Hafens zu Rostock lagen in langen Reihen die abgetakelten Schiffe neben einander, welche sonst in kühner Fahrt die verschiedenen Meere durchkreuzten, und müßiges Seevolk trieb sich überall in hellen Haufen umher. Alle kleinen

Hütten in Warnemünde zeigten sich jetzt so angefüllt, wie dies während der guten Jahreszeit niemals der Fall war. Die kräftigen Männer und jungen Burschen bis zu den kaum halb erwachsenen Knaben, welche schon als Schiffsjungen weit hinaus in die See mußten, kamen von den abgetakelten Fahrzeugen in hellen Haufen zurück in die Heimath, um dort auf wenige Monate der schwer verdienten Ruhe zu pflegen. Der Fischfang in der See konnte bei dieser rauhen Witterungszeit auch nur an vereinzelten, besonders günstigen Tagen betrieben werden und auch die Fahrt mit den Booten den Fluß hinauf nach der Stadt war wegen des vielen Treibeises auf demselben so beschwerlich, ja selbst gefährlich, daß sie nur in besonderen Ausnahmsfällen unternommen wurde. Da saßen denn die Männer und Weiber in den kleinen niedrigen Stuben eng um den warmen Ofen zusammengedrängt, um, so gut es gehen wollte, die verschiedenen Arbeiten für den Fischfang herzurichten. Die Frauen spannen am Kunkel Flachs und Heede zu Garnen für die vielen Netze, oder Wolle zu Strümpfen und warmen Unterwämsern für ihre Männer, indessen diese wieder mit dem Knütten der Netze oder auch mit allerlei Holzschnitzereien für häusliche Zwecke sich beschäftigten. Glasfenster in den Wohnungen gab es in ganz War-

nemünde zu seiner Zeit noch nicht und getrocknete, ausgespannte Fischblasen oder auch nur die Holzläden mußten deren Stelle vertreten. So war denn fast den ganzen Tag Finsterniß in den niedern Stuben mit den kleinen Fensterluken und die Kienholzspäne oder in den Häusern Einiger auch wohl eine mit Thran gefüllte Lampe, welche die Erleuchtung bildeten, brannten bei dieser häuslichen Arbeit beinahe ununterbrochen. Und doch fühlten sich eigentlich Alle, trotz der engen halb dunkelen Stuben in den kleinen, dabei räucherigen Hütten, um welche der Nordoststurm mit ungebrochener Gewalt über das Meer brausend, gar gewaltig toste, und der dürftigen groben Nahrung, die immer nur aus getrockneten Fischen und Grütze bestand, jetzt so recht traulich und behaglich. Schon das Gefühl, in ruhiger Sicherheit auf dem Lande weilen zu dürfen, statt draußen auf schwankendem Schiffe ein Spielball der wild empörten Elemente zu sein, wie nur zu oft ihr Loos war, verlieh allen diesen Seeleuten und Seefischern jetzt ein seltenes Behagen. Dazu der Genuß des nur zu lange entbehrten Familienlebens, dem sie sich im Winter wenigstens auf Wochen in ungestörter Ruhe hingeben durften! Die Mehrzahl der jetzt hier weilenden Männer war ja den weitgrößten Theil des Jahres fort von Hause

auf der wogenden See beschäftigt gewesen, da hatte die Gattin den Gatten, die Mutter den Sohn, die Braut den Verlobten häufig auf lange Monde entbehren müssen, ohne oft nur zu wissen, auf welchem Meere er inzwischen segelte. Und mit wie banger Sorge waren Alle um die in ihrem gefährlichen Berufe Abwesenden erfüllt gewesen, wenn die gewaltigen Stürme tobten oder eine unsichere Kunde in den Ort drang, in diesem oder jenem fernen Meere sei eine ganze Flotille hansischer Kauffahrer untergegangen, oder die frechen Seeräuber hätten viele Schiffe gekapert, oder auch die sonst steten inneren Kämpfe, die zu jener Zeit in Dänemark und Skandinavien das Land zerrütteten, hätten auch gar manchen fremden Fahrzeugen Verderben bereitet. Ein wohlorganisirtes, bis in die fernsten Häfen der Welt sich erstreckendes Postwesen befördert jetzt die Briefe der Seeleute mit fast nie verletzter Sicherheit und in verhältnißmäßig kurzer Zeit an die in der Heimath zurückgebliebenen Ihrigen, und des Telegraphen geflügelte Schnelligkeit benachrichtigt den Rheder noch an demselben Tage davon, wenn sein Schiff etwa in einem amerikanischen oder asiatischen Hafen eingelaufen ist. In jener Zeit kannte man aber alle diese ungeheuren Hilfsmittel für die Erleichterung des Handels und die enge Ver-

bindung des Familienlebens nicht im Mindesten. Die Briefbeförderung war ja schon zu Lande und in Deutschland im höchsten Grade langsam und unsicher, bei dem Verkehr nach überseeischen Ländern aber in der Regel nur von dem Zufall abhängig. Nur durch gerade absegelnde Schiffe wurden die etwaigen Briefe befördert, diese mußten oft die größten Umwege von Hafen zu Hafen machen, um ihr Ziel zu erreichen, und es konnten oft Wochen, ja selbst Monde vergehen, bevor der Rostocker Kaufherr in seiner Schreibstube die Kunde erhielt, daß ein ihm gehöriges oder von ihm befrachtetes Schiff in Drontheim oder Riga, oder gar einem hispanischen oder englischen Hafen eingelaufen sei. Die Warnemünder, ohnehin der schweren Kunst des Schreibens fast gänzlich unkundig, erfuhren, außer bei ungewöhnlichen Zufälligkeiten, von dem Schicksal der in See gegangenen Ihrigen fast niemals früher etwas, als bis das Schiff, auf dem diese dienten, glücklich wieder in den Hafen einlief. Gerade diese Ungewißheit während der langen Trennungszeit erhöhte aber jetzt die Freude bei dem kurzen Beisammensein ungemein. Zur Zeit der Wintermonate durften ja alle Familienglieder im engen Verein miteinander leben, bis dann die ersten Frühlingstage die Männer wieder hinaus auf das wogende Meer,

nur zu oft auf Nimmerwiedersehen der Ihrigen, trieben.

Bei aller Rauhheit der Sitten und Festigkeit des äußeren Auftretens, wie solche der Seemannsberuf so leicht erzeugt, herrschte aber bei sämmtlichen Warnemündern zu jener Zeit fast ausnahmslos ein vortreffliches Familienleben und besonders beim weiblichen Geschlechte auch eine seltene Reinheit der Sitten. Jetzt während des Winters wurden auch die meisten Verlobungen gefeiert und die Hochzeiten ausgerichtet, da in den übrigen Jahreszeiten die Männer immer abwesend waren. Unter den ledigen Töchtern des Fleckens zeichnete sich aber die unseren Lesern schon bekannte Gundula Wegner, die einzige Tochter des alten Seefischers und Lootsen Wegner, in jeder Hinsicht sehr aus. Sie galt allgemein nicht allein als das stattlichste und hübscheste, sondern auch fleißigste und tüchtigste Mädchen im ganzen Orte und wenn auch unter deren Bewohner nicht viel von Vermögen die Rede sein konnte, so ward doch angenommen, daß der Alte seiner Tochter schon einen guten Hausstand einrichten und ein festes Boot zur Aussteuer mitgeben könne.

So hatte es denn der Gundula schon wiederholt nicht an Bewerbern gefehlt und auch beim Beginn dieses Winters näherte sich ihr ein junger Matrose

mit der unverkennbaren Absicht, um ihre Hand anzuhalten. Fritz Ohlsen, der Sohn des Nachbars rechts von Wegner, war ein gar hübscher, stattlicher Bursche, so kräftig und kühn, wie nur je ein Matrose auf einem hansischen Schiffe gefahren sein mochte. Nach Warnemünder Art war er bereits mit dem 14. Lebensjahre auf die See gegangen, seitdem aber nur selten zum kurzen Besuch wieder heimgekehrt. Er fuhr größtentheils auf hamburgischen Schiffen, die in das Mittelmeer segelten und hatte manche gefährliche Fahrt und manch verzweifelten Kampf mit raublustigen Bareskeu daselbst bestanden. Wohl an die fünf Jahre war er jetzt ununterbrochen nicht in seiner Heimath gewesen, als er jetzt plötzlich beim Beginn des Winters ganz unerwartet in seinem Geburtsort erschien. Seine Ankunft erregte nicht allein im Elternhause, wo man ihn schon längst verloren geglaubt hatte, die lebhafteste Freude, sondern auch im ganzen Flecken wohnten Viele, welche einige Theilnahme dafür hegten, daß der stattliche Bursche wieder zurückgekommen sei. War er doch auch ein Seemann, der seinem Vaterlande schon zum Stolz gereichen konnte. Das von der heißen Sonne gebräunte Gesicht, die etwas fremdländische Tracht mit der um die Hüften gewundenen breiten bunten Seidenschärpe, in welcher ein krummer, reich

blitzender Türkensäbel hing, den er einst im heißen Enterkampf von einem algierischen Korsaren erbeutet hatte, trugen dazu bei, das Aufsehen, was seine Erscheinung machte, noch mehr zu erhöhen. Wie freuten sich die hübschen schlanken Warnemünder Mädchen, denen das frühzeitige Rudern eine so gerade, die Brust gewölbte Haltung verleiht, daß manche Fürstin sie darum beneiden könnte, wenn sie mit dem muntern Fritz jetzt oft des Abends in den Spinnstuben zusammenkamen und seinen lustigen Witzen oder den grausigen Erzählungen seiner vielen Abenteuer, die er unter Heiden und Türken erlebt hatte, lauschen konnten. Und nun gar, als es bekannt wurde, Fritz Ohlsen habe einen großen Lederbeutel voll blanker, spanischer Dublonen aus der Fremde mitgebracht und erklärt, er sei des wilden Umherschwärmens in der Ferne nun vollkommen überdrüssig, wolle sich ein Häuslein in der Heimath erbauen, ein Leichterschiff kaufen, eine hübsche wirthliche Jungfer zum Eheweib nehmen und sich häuslich niederlassen, da war so leicht Keine, die sich nicht im Stillen gewünscht haben sollte, daß seine Wahl gerade auf sie fallen möge. Aber der Gerngesehene, der so leicht keinen Korb gewärtigen durfte, schien sich um die mancherlei Andeutungen, er solle nur an diese oder jene Thür mit einem

Heirathsantrag klopfen und sie würde ihm gewiß auf das Bereitwilligste aufgethan werden, verzweifelt wenig zu kümmern. Nur seine Nachbarstochter, die Gundula Wegner, schien er besonders gerne zu sehen, sonst war er gegen alle Mädchen gleich freundlich und lustig und zeichnete keine mehr oder weniger aus. Und doch war gerade Gundula diejenige, die sich gegen ihn am Sprödesten und Zurückhaltendsten benahm, ja als sie diese sichtbare Annäherung bemerkte, seine Nähe offenbar floh. Zwar den beiden alten Nachbarn Wegner und Ohlsen wäre es sehr erwünscht gewesen, wenn ihre Kinder einen Ehebund mit einander geschlossen, und wiederholt hatten sie schon darüber gesprochen, allein Gundula selbst schien hierzu auch nicht die mindeste Neigung zu fühlen.

Seit aber an jenem Aprilabend im Jahre 1523 der junge Schiffer Hinrich Wulf seine letzte Unterredung mit Gundula gehabt hatte, bevor er mit seiner Galeasse „Der Greif von Rostock" nach Drontheim in die See fuhr, war mit dem früher so unbefangenen Mädchen eine gar gewaltige tiefinnere Veränderung vor sich gegangen. Sie liebte den Schiffer mit der vollen Kraft ihrer festen Seele und war entschlossen, ihm diese Liebe auch für alle Zeit ihres Lebens mit unverbrüchlicher Treue zu halten, mochten nun auch

Ereignisse dazwischen treten, welche wollten. Zwar war sie sich vollkommen bewußt, wie fast unübersteigliche Hindernisse sich einer Verbindung zwischen ihr und dem Geliebten ihres Herzens entgegen stellten und wie es ein bisher unerhörter, ja kaum denkbarer Fall gewesen war, daß der Sohn eines so angesehenen, reich begüterten Rostocker Geschlechtes, als das Wulf'sche, eine niedere Warnemünder Fischerstochter als sein Eheweib heimführe, allein auch hierdurch wurde sie nicht im Geringsten in ihren Gefühlen erschüttert. Sollte Hinrich Wulf ihre Hand nicht erhalten dürfen und können, dann war sie entschlossen, für immer unvermählt zu bleiben; dies war ihr einmal gefaßter Entschluß und bei der Festigkeit ihres ganzen Charakters hielt sie das, was sie sich vorgenommen hatte, auch ganz entschieden.

Aber nicht allein die ziemliche Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe, sondern auch die große Ungewißheit über das Schicksal des Geliebten ihres Herzens, trübten jetzt den Sinn des armen Mädchens. In den anderthalb Jahren, die seit dieser Trennung vergangen, war ihr eine direkte Nachricht über das Schicksal des Schiffers Hinrich Wulf noch gar nicht wieder zugekommen und was sie auch auf Umwegen darüber vernommen, lautete nichts weniger, als erfreulich. Im

Hochsommer des vorigen Jahres war, wie unseren Lesern schon bekannt ist, auf der Wulf'schen Schreibstube in Rostock die Hiobsbotschaft eingelaufen, daß der junge Hinrich in einem muthigen Kampfe mit einem Raubschiff schwer verwundet sei und in Drontheim an bösem Gebrest hart darniederliege. Die geschwätzige Fama brachte diese böse Kunde bald von Rostock nach Warnemünde und mit tiefer Trauer ward dadurch das Herz des liebenden Mädchens erfüllt. Unter dem Vorwande des Fischverkaufs, obgleich sonst die Mutter solchen gewöhnlich betrieb, suchte Gundula in das Wulf'sche Haus zu kommen, um dort von den Hausgenossen Näheres über diesen Vorfall zu erfragen. Ihre Absicht gelang ihr auch vollkommen, sie erfuhr alle Einzelheiten der Verwundung, aber auch außerdem trafen noch andere traurige Nachrichten ihr Ohr. Es kostete der Armen Kraft, die Thränen im Wulf'schen Hause zu verbergen, und sie mußte die Anwandlung eines plötzlichen Unwohlseins heucheln, so blaß ward ihre Farbe und schwankend ihre Haltung. Brachte doch selbst die mitleidige Anna dem hübschen, bescheidenen Fischermädchen zur Stärkung einen Becher voll Würzwein, ohne freilich dabei nur im Entferntesten zu ahnen, welches der eigentliche Grund dieser augenblicklichen Erkrankung

sei. So schnell ihre Füße sie nur tragen konnten, eilte Gundula aus dem Wulf'schen Hause fort in die nahe Kirche zu St. Marien und warf sich dort auf die Knie, vor dem Altar des Herrn im heißen, inbrünstigen Gebet die Heilung des Geliebten und dessen ferneres Wohl von dem höchsten Lenker des Schicksals aller Menschen zu erflehen. Neu gestärkt verließ sie das Gotteshaus wieder und wenn ihre Wange auch wohl etwas bleicher und der Glanz ihres Auges trüber als gewöhnlich sein mochte, so hätte doch wohl Niemand nur zu ahnen vermocht, welch tiefer Schmerz jetzt das Gemüth des einfachen Fischermädchens zerreiße, so aufrecht war ihre Haltung und kräftig ihre Bewegungen. Eine weichliche und schwächliche Sentimentalität und ein träumerisches Nichtsthun lag überhaupt nicht in dem Wesen der Warnemünder Mädchen jener Zeit und war gewiß am Wenigsten bei Gundula Wegner der Fall. Der Tag gehörte ja außerdem nach wie vor bei ihr der strengsten Arbeit und unausgesetztesten Thätigkeit, mochte dabei auch das Herz aus noch so tiefer Wunde bluten, und nur, wenn sie am Abend im stillen dürftigen Kämmerlein auf ihrem Lager von hartem Seetang saß, konnte sie ungestört des im fernen Norden einsam und krank darnieder-

liegenden Geliebten gedenken und ihre Gebete für dessen Wiedergenesung zum Himmel emporsenden.

Und keine besseren, ja eher noch schlimmere Nachrichten erhielt sie noch im Laufe der Zeit von dem Schiffer Hinrich Wulf. Im Spätherbst kam plötzlich und Allen unerwartet der „Greif von Rostock" wieder mit reicher Ladung von Drontheim zurück in den Warnowhafen eingesegelt. Was half es aber, wenn auch trotz des eisigen Nordwindes Gundula dem mit schneller Fahrt einsegelnden Schiffe eiligst entgegen stürzte, konnte ihr scharfes spähendes Auge doch den so sehnlichst Erwarteten nicht an dessen Bord entdecken. Die schwere Wunde von Hinrich Wulf war noch nicht so weit wieder geheilt, als daß es ihm möglich gewesen wäre, die Reise nach der Heimath mitzumachen und einige auf dem Schiffe als Matrosen dienende Warnemünder erzählten, daß ihr früherer Schiffer noch lange an seinem Leiden in der Ferne hart darniederliegen müsse. Das war eine gar traurige Kunde für das treuliebende Mädchen. Und noch mehr ward ihre Standhaftigkeit geprüft, als sie im nächsten Frühjahr erfuhr, daß der Arzt in Drontheim dem Verwundeten eine längere Reise in ein wärmeres Klima zur besseren Herstellung der verwundeten Brust dringend empfohlen habe. Durch Vermittlung des

alten Herrn Niclas Wulf habe ein Lübeck'scher Rheder, der sein Schiff direkt von Norwegen aus mit Stockfischen nach Hispanien segeln lasse, die erledigte Führerstelle desselben vorläufig dem jungen Hinrich anvertraut und dieser befinde sich jetzt schon auf der Fahrt dahin. So hatte Gundula selbst im günstigsten Falle keine Hoffnung, den Geliebten ihres Herzens vor Jahresfrist wiederkommen zu sehen. Doch so sehr sie sich in der Stille auch wohl sorgte und härmte, ihre Ausdauer in der Treue ward nicht dadurch erschüttert und ihre Standhaftigkeit blieb stets die gleiche. So hatte denn freilich Fritz Ohlsen auch nicht die mindeste Aussicht, Herz und Hand der Gundula jemals zu erringen, und hätte er wohl selbst gewußt, welche unübersteiglichen Hindernisse ihm hierbei entgegenständen, er würde schwerlich seine Bewerbungen mit solchem Eifer fortgesetzt haben, als dies jetzt geschah. So reizte freilich die große Sprödigkeit und ernste Zurückhaltung des hübschen jungen Mädchens seinen Stolz und entflammte seine Leidenschaft allmälig immer mehr. Hatte er doch noch den langen Winter, wo dann sich täglich die Gelegenheit gab, Stundenlang in der Gesellschaft von Gundula zu verkehren, vor sich, bevor der Frühling ihn wieder zur Thätigkeit auf die See hinaus rief, und hoffte er

stets, daß es ihm während dieser Zeit doch zuletzt gelingen würde, das kalte Eis, welches jetzt ihre Brust zu umpanzern schien, durch die Wärme seiner Liebe nach und nach zu zerschmelzen.

So viel innere Erbauung auch die frommen Warnemünder durch ihre Hausandachten, die so ziemlich regelmäßig an jedem Morgen in den meisten Familien abgehalten wurden, fanden, so sehnten sie sich doch insgesammt darnach, nach so langer Pause wieder einmal eine Predigt ihres hochverehrten Slüters zu hören. Und gar jetzt im Winter, wo so viele junge Seeleute, die ohnehin während des Sommers auf ihren Fahrten jeden regelmäßigen Gottesdienst entbehren mußten, daheim waren, stieg dies wohlberechtigte Verlangen immer mehr. Unter den vielen eifrigen Verehrern Slüters in Warnemünde war der alte Fischer Wegner, der Vater der Gundula, aber unbedingt mit der treueste und entschiedenste. Er war überhaupt eine gewaltige, Alles mit Eifer erfassende Natur, und selbst seine grauen Haare hatten die Heftigkeit seines Blutes noch nicht abzukühlen vermocht. Dazu kam auch noch, daß Wegner in seiner Jugend bei seinen wilden Kreuz- und Querfahrten als Matrose vielleicht kein allzu frommes, Gott wohlgefälliges Leben geführt haben mochte und dadurch um so

mehr den inneren Drang in sich fühlte, das leider früher Versäumte jetzt im späteren Lebensalter so viel, als nur irgend möglich, nachzuholen. So war denn in der Zeit, als Slüter noch als Prediger in Rostock weilte, gewiß kein Sonntag vergangen, an dem Wegner nicht in seinem Boote die Warnow hinauffuhr, um dessen Predigten mit wahrer innerer Andacht beizuwohnen, und geistig neugestärkt kehrte er von dort jedesmal zurück. Auch sein Nachbar Ohlsen war ein besonders eifriger Lutheraner geworden, und so machte es sich fast von selbst, daß sehr häufig, wenn die Alten in den langen Abendstunden des Novembers sich gegenseitig besuchten, um einige Stunden zu verplaudern, das Gespräch auf Slüter und die so schmerzlich empfundene Entbehrung seiner Predigten kam.

„Muß ja aber wirklich ein ganz seltener Mann sein, dieser schwarzröckige Magister Slüter. Wahrhaftig, wenn man Euch beiden Alten so von ihm reden hört und vernimmt, daß Ihr ein heißeres Verlangen nach seinem Besuche habt, wie nur ein frischer Matrose nach einem Kuß von seinem Mädchen hegen kann, müßte bei mir selbst der Wunsch aufsteigen, solchem Wundermann einmal in's Auge zu sehen, obgleich ich sonst eigentlich einem Pfaffen mehr aus dem Wege gehe, als ihn gerade aufsuche," rief bei einem

ähnlichen geistlichen längern Gespräch, welches ihn vielleicht etwas langweilen mochte, einmal ungeduldig der junge Ohlsen aus.

„Magst an Deinem Platze sein, Fritz, wenn es gilt, beim heftigsten Sturm und in der dunkelsten Nacht auf die Spitze des Bugspriets hinaus zu müssen, um ein Segel einzuziehen, aber über geistliche Dinge zu spotten, das ziemt Dir nicht. Weißt Du, der Magister Slüter ist ein Mann, dem Du und zehn Deinesgleichen nicht werth seid, nur die Schuhriemen aufzulösen," antwortete in ernstem Tone auf diese ihm vielleicht etwas leichtfertig dünkenden Worte der alte Wegner. Auch der Blick, den die anwesende Gundula, ebenfalls eine ungemein eifrige Verehrerin des Lutherthums, dem jungen Mann ob dieser Rede zuwarf, war nichts weniger, wie freundlich.

„Nun nehmt's nur nicht für ungut. Habe ja wahrlich nicht die Absicht gehabt, über Euren Slüter zu spotten," entgegnete, über diese allseitige Mißbilligung seiner Worte sichtlich betroffen, der junge Matrose. „Aber wenn Ihr doch ein so heißes Verlangen habt, Slüter wieder predigen zu hören, warum ladet Ihr ihn denn nicht ein, einmal zu uns hierher nach Warnemünde zu kommen und uns eine Predigt zu halten. Von Güstrow bis nach Rostock ist doch

keine so weite Fahrt, und von dort holen wir ihn in einem Boote sicher zu uns her. Wer sollte uns hier aber wohl stören? Die wenigen Söldner des Raths dort im Thurme doch gewißlich nicht. Die Kerle sind froh, wenn wir sie selbst nur ungestört lassen, sollten sie es wagen, sich im Geringsten nur mausig machen zu wollen; so sperren wir sie leicht in ihrem eigenen Thurme ein. Aus der Stadt selbst kommt um diese Zeit so leicht Niemand hierher, und wenn der Rath es gar wagen würde, uns seine Schaarwache unter diesem Hallunken Horwath zu schicken, nun, so sollen sie Hiebe kriegen, daß sie am Leben verzagen und so bald nicht wieder ihre Nase in Warnemünde hineinstecken werden. Wir sind jetzt hier an 70—80 Mann junges lediges Seevolk beisammen und damit schlagen wir alle Pfaffenknechte aus ganz Rostock aus dem Orte heraus, wenn sie sich wirklich bei uns hier blicken lassen sollten," rief Fritz Ohlsen, sichtlich bemüht, den schlechten Eindruck seiner früheren Worte bei Gundula und deren Vater wieder möglichst zu verwischen.

„Der Junge hat wahrhaftig gar keinen schlechten Einfall! Ja, wenn es möglich wäre, den Herrn Magister hier zu einem öffentlichen Gottesdienst zu bewegen, das sollte für uns Alle in Warnemünde ein

rechtes Fest sein, wie wir seit Jahren solches nicht mehr erlebt haben," rief, schon über den Gedanken der Möglichkeit erfreut, der alte Wegner mit großer Lebendigkeit aus.

„Ja, wenn es geschehen würde, wäre es freilich wohl gut, aber es wird nicht so kommen. Wer soll den Herrn in Güstrow auch wohl einladen, wie können wir ihm zumuthen, jetzt in dieser rauhen Jahreszeit den weiten Weg von dort bis zu uns armen Leuten nach Warnemünde zu machen," meinte kopfschüttelnd und zweifelnd der mehr bedächtige alte Ohlsen, Fritzens Vater.

„Oh gewiß, der Magister kommt, wenn wir ihn nur recht dringend bitten. Er ist ein so guter, echt christlich gesinnter Mann, der auch dem Geringsten nichts abzuschlagen vermag," mischte sich plötzlich Gundula in das Gespräch, deren in letzter Zeit so gebleichtes Gesicht bei dem Gedanken, daß Slüter vielleicht gar zu ihnen kommen könnte, förmlich mit einem rosigen Schimmer der Freude überzogen wurde.

Nicht unbemerkt war dies dem Auge von Fritz geblieben und sein Eifer, den ihm im Grunde sonst ziemlich gleichgültigen Prediger, wenn es nur irgend anginge, zu einem Besuch in Warnemünde zu bewewegen, ward nicht wenig dadurch angespornt.

„Wißt, laßt die Gundel, die ja ein Bischen schreiben kann, einen Schreibebrief an den Magister abfassen, in welchem er dringend zu einem Kommen hierher und dem Abhalten einer Predigt gebeten wird, und solchen unterzeichnet Ihr Alle mit Eurem Handzeichen. Mit diesem Briefe machen ich und der Jochen Ohlmann und noch zwei andere kräftige Kumpane von mir, die ich schon aussuchen will, uns auf den Weg nach Güstrow. Bis Bramow fahren wir im Boote auf der Warnow, und dort miethen wir uns einen Wagen von einem Bauern nach Güstrow und übergeben dem Magister Euren Einladebrief und bitten ihn recht von Herzen, daß er solchen annehmen möge. Unter unserm Schutze soll er schon sicher reisen, und ebenso werden wir ihn auch wieder ungefährdet zurückgeleiten, und wenn die Papisten in Rostock es wagen sollten, ihm auch nur ein Haar auf dem Kopfe zu krümmen, stehen wir Seefahrer hier Mann für Mann zu seinem Schutze auf und wollen ihn schon vertheidigen," rief nun Fritz mit feurigen Worten.

Sein Vorschlag fand immer mehr Beifall und die beiden alten Männer gingen noch am Abend zu mehreren älteren und angesehenen Lootsen und Fischern im Orte, um ihre Meinung über diese Einladung Slüters nach Warnemünde, damit er eine öffentliche

Predigt dort halten solle, einzuholen. Zwar gab es noch manche „Ob" und „Wenn und Aber" zu besiegen und mehrere Einwände mußten widerlegt werden, allein am andern Morgen schon ward der Plan fast einstimmig angenommen, eine eigene Deputation nach Güstrow an Slüter abzuschicken mit der dringenden Bitte, auf einige Tage nach Warnemünde zu kommen und einen Gottesdienst hier zu feiern. Mit die begeistertste Fürsprecherin dieses Unternehmens war Gundula gewesen, und dies hatte auch Fritz Ohlsen dazu bewogen, sich mit allem Eifer dafür zu erklären und gerne die Stelle eines Abgesandten zu übernehmen. Des Schreibens kundige Männer wie Frauen waren im ganzen Flecken nur äußerst wenige zu finden, und so hatte Gundula, die wenigstens einigermaßen einen halbwegs leserlichen Brief aufsetzen konnte, dessen Anfertigung zu besorgen. So kurz und einfach aber auch dessen Inhalt war, so hatte seine Abfassung dem Mädchen doch eine große innere Sorge und schwere Mühe verursacht und lachend erzählte wohl ihr Vater, er wolle in derselben Zeit, daß seine Tochter ein einziges kleines Blatt Papier mit den schwarzen Krähenfüßen bekritzele, gerne ein volles Sandboot hin und zurück nach Rostock rudern und würde dabei lange nicht so viel Schweißtropfen ver-

gießen und Anstrengung haben, als diese es bei solcher Arbeit gehabt.

Vier rüstige, mit Wehr und Waffen gut versehene Begleiter, auf deren Zuverlässigkeit er sich unbedingt verlassen konnte, wenn ja etwa eifrige Papisten den Slüter auf dieser Reise anhalten sollten, fand Fritz Ohlsen mit leichter Mühe bei seinen Freunden unter den jüngeren Matrosen. So fuhr denn, von den besten Wünschen aller Einwohner geleitet, diese seltsame Deputation in einem raschen Boote nach dem Dorfe Bramow ab, um dort gegen Geld und gute Worte einen Bauer zu bewegen, daß er einen vierspännigen, mit Strohsäcken versehenen Leiterwagen zu der Fahrt nach dem vier Meilen entfernten Güstrow hergeben möge; was freilich nicht ohne manche Schwierigkeiten erlangt werden konnte.

Mit großem Erstaunen empfing der Magister Joachim Slüter, der in seinem kleinen dürftigen Arbeitsstübchen zu Güstrow fleißig mit dem Studium theologischer Schriften beschäftigt war, den unerwarteten Besuch von einem halben Dutzend Matrosen. In ihren dicken Friesjacken, an der Seite das kurze Enterschwert in schwarzer Lederscheide, aus dem um den Leib geschlungenen rothen Shawl den Knauf einer langen Pistole hervorblitzend, in der kräftigen Faust

eine gewuchtige Harpune haltend, zeigten diese wildbärtigen rauhen Seefahrer fast einen schreckenerregenden Anblick. Fritz Ohlsen an ihrer Spitze machte den Sprecher der Uebrigen, und obgleich anfänglich nicht ohne Verlegenheit, wußte er seine Bitte doch bald sehr gewandt und beredt vorzutragen. Zu seiner größeren Hülfe überreichte er aber gleich im Anfang das Schreiben der Gundula Wegner, und nicht ohne Rührung las Slüter diese in eckigen, ungelenkigen Buchstaben auf grobem Papier geschriebenen Worte, die in zwar einfacher, aber desto innigerer und aus vollem Herzen kommender Sprache die dringende Bitte an ihn richteten, doch, wenn irgend möglich, nach Warnemünde zu kommen und die dortige mit fester Treue an ihm hängende Gemeinde durch einen Gottesdienst, nach dem Alle ein solch' inbrünstiges Verlangen hegten, zu erquicken und zu trösten. War ihm doch schon während seines Aufenthalts in Rostock das hübsche, sittsame Fischermädchen durch das Edle ihrer ganzen Erscheinung so vortheilhaft aufgefallen, daß er sich nach ihrem Namen erkundigt und wiederholt einige freundliche Worte mit ihr gesprochen hatte. Dieser Brief Gundulas entschied sogleich den Entschluß Slüters, diesen Wunsch zu erfüllen und in Gesellschaft der Matrosen nach Warnemünde zu fahren und da-

selbst eine gemeinsame Andacht mit ihnen zu feiern. Zwar war die Fahrt im rauhen, eisigen Novembermonat bei fast grundlosen Wegen auf einem offenen Wagen und später die Warnow herunter im Boote ungemein beschwerlich, doch konnte dies Slüters Zusage durchaus nicht beeinflussen. War er der einfache Sohn des Volkes, dessen ganzes Leben eine unausgesetzte Kette von Entbehrungen und Einschränkungen aller Art geblieben ist, doch von jeher gewöhnt, jeglichem Wetter Trotz zu bieten und dessen Ungestüm nicht zu achten, sobald es eine Pflicht zu erfüllen galt. Auch die etwaige Gefahr dieser Reise und die leichte Möglichkeit, daß seine zahlreichen erbitterten Feinde in Rostock die günstige Gelegenheit seiner Anwesenheit in Warnemünde zu einem Angriff auf sein Leben benutzen möchten, schreckte ihn auch dieses Mal nicht im Geringsten. Gleich seinem hohen Lehrer und Meister Luther kannte Slüter kein Bedenken und scheute auch nicht die größte persönliche Gefahr, wenn es galt, seine reine Lehre zu verbreiten und ihr neue Anhänger zuzuführen; dies hat er sein ganzes Leben hindurch stets bewiesen, bis der Giftbecher der gedungenen Mörder solchem nur zu frühzeitig ein Ende machte.

Zum größten Jubel der Matrosen, der sich besonders bei Fritz Ohlsen auf die lärmendste und lebhaf-

teste Weise Luft machte, gab Slüter ihnen nun alsbald die Antwort, daß er die Aufforderung annehmen und sie am nächsten Morgen schon nach ihrem Heimathsorte begleiten werde, um dort eine Predigt zu halten. Die Anwesenheit der so eigenthümlich gekleideten wohlbewaffneten Seeleute mit ihrem lauten, tobenden Wesen, die ohne Scheu und Vorsicht den Zweck ihrer Herkunft erzählten, konnte in Güstrow nicht unbemerkt bleiben. Bald hatten auch einige in der Stadt anwesende besonders fanatische Katholiken das Ziel und den Zweck der Reise des so bitter gehaßten Reformators erfahren und beschlossen, solchen auf dieser Fahrt wo möglich heimlich ermorden zu lassen. An wilden Strolchen und beutelustigen Kerlen, die einen offenen Ueberfall auf der Landstraße um ein Billiges übernahmen, fehlte es in jener rauhen Zeit, wo selbst ein nicht unbeträchtlicher Theil des niederen Adels vom Stegreif mit seine besten Einkünfte bezog, nicht im Mindesten. So waren denn noch am Abend ein halbes Dutzend bekannte Schufte angeworben worden, sich am nächsten Morgen in einen Hinterhalt bei einem dichten Walde zwischen Güstrow und Schwaan zu legen, dort Slüter meuchlings zu überfallen und wo möglich niederzumetzeln.

Solche Gefahr nicht ahnend, fuhr dieser mit sei-

nen Begleitern auf dem großen Leiterwagen, wohlverpackt gegen die strenge Kälte, in der grauenden Morgendämmerung aus den Thoren Güstrows. Die Wege waren so schlecht, daß der Wagen nur langsam fahren konnte, und so war es fast neun Uhr Morgens geworden, als die dichte Waldstelle, in welcher jener Ueberfall geschehen sollte, erreicht wurde. Schon sprangen die Mörder mit wüthendem Geschrei aus den auf einem Hohlwege stehenden Büschen und der Erste von ihnen feuerte in vorschnellem Eifer sein Faustrohr gegen den auf dem vordersten Strohsack sitzenden Slüter ab, daß die Kugel diesem durch die Mütze fuhr. So ein kleiner Kampf war aber ein wahres Vergnügen für die Warnemünder Seeleute, welche die Begleitung bildeten. Mit lautem Hurrah sprangen sie vom Wagen und auf die Angreifer zu, die, dieses kräftigen Wiederstandes nicht gewärtig, sehr bald in wilder Flucht in das Dickicht zurückliefen. Den Kerl, der den Schuß gethan, holte Fritz Ohlsen noch ein und streckte ihn mit einem gewaltigen Hieb seiner Harpune über den Kopf sogleich todt zu Boden. Es war einer der berüchtigsten Strolche und Wegelagerer, der die Landstraßen längere Zeit nur zu sehr unsicher gemacht hatte, und der Haß der Papisten gegen Slüter bewies sich schon so groß, daß sie selbst

die Gemeinschaft mit solchen Menschen nicht verschmähten, wenn es galt, ihren Feind zu verderben.

Das Gemüth Slüters war bei aller Energie seines Auftretens und der Festigkeit seines Charakters doch zu weich, als daß ihn dieser Fall und besonders auch der Umstand, daß seinetwegen jetzt ein Mensch getödtet wurde, nicht tief geschmerzt hätte. Ganz anders war freilich der Eindruck davon bei seinen rauhen, an Kämpfe aller Art gewöhnten Begleitern. Sie fanden diesen kleinen Zwischenfall ganz nach ihrem Geschmack, spotteten viel über die Feigheit der Wegelagerer und bedauerten nur, daß es nicht noch dabei zu einem längeren Kampfe gekommen sei, bei dem sie noch mehr gewuchtige Hiebe austheilen konnten. Es ward übrigens beschlossen, über dies ganze Gefecht vorläufig weiter gar keine Anzeige zu machen und den Erschlagenen im Holze liegen zu lassen, wo dann die Füchse und die damals in Mecklenburg noch ziemlich zahlreichen Wölfe seine Vertilgung schon besorgen würden.

Ohne weiteren Unfall langte Slüter mit seinen Begleitern im Dorfe Bramow an, wo sogleich das Boot bestiegen und trotz der Dunkelheit und strengen Kälte noch die Segelfahrt nach Warnemünde angetreten wurde. Im Hause des alten Lootsen Wegner fand

der Angekommene ein einfaches und warmes Unterkommen, und die Herzlichkeit der Aufnahme von Seiten aller Hausgenossen mußte hier ersetzen, was dem Quartier sonst vielleicht abgehen mochte. Besonders Gundula war hoch erfreut, den so innig von ihr verehrten Prediger jetzt als Gast im elterlichen Hause bedienen und mit ihrer Hände Thätigkeit zu seinem bessern Wohlergehen mit beitragen zu können. Ein warmer Dank aus ihrem Munde lohnte auch Fritz Ohlsen für die Geschäftigkeit und Umsicht, die er bei seiner Begleitung des Predigers bewiesen hatte.

Zweites Capitel.

Eine Predigt Slüters und ein Sturm in Warnemünde.

Die Nachricht, daß der fast von sämmtlichen Bewohnern jeglichen Alters und Geschlechts so hoch verehrte Slüter in der Nacht wirklich in Warnemünde angekommen sei und im Hause des alten Wegner sein Unterkommen gefunden, verbreitete sich am nächsten Frühmorgen mit aller Schnelle im ganzen Flecken. Aus allen Hütten strömten die Leute zusammen, um sich diese frohe Kunde mitzutheilen, und wohl noch nie hatte ein Ereigniß eine so allgemeine Freude verursacht, als dies jetzige. Und nun gar, als der vielgepriesene Mann vor die Thüre des Wegner'schen Hauses trat und mit freundlichen Worten die daselbst versammelte Volksmenge anredete, da machte sich dies freudige Gefühl in einem so lauten kräftigen Hurrah,

wie solches nur Seemannskehlen zu bringen vermögen, Luft. Namentlich die jungen, jetzt in Winterrast hier weilenden Matrosen glaubten ihre Gefühle gar nicht besser ausdrücken zu können, als daß sie mit ihren Fauströhren, wie solches jeder Seemann besaß, eine dreimalige Freudensalve abfeuerten. Der Lustigste und Unbändigste von Allen war aber wieder Fritz Ohlsen, der vor freudigem Uebermuth kaum wußte, was er beginnen sollte.

Nur die kleine Anzahl Stadtsöldner im festen Thurme an der Warnow, mit ihrem alten einäugigen Befehlshaber zeigten sich höchst verdrießlich bei diesem lärmenden Jubel. Sie fühlten aber, daß es für sie unbedingt das Beste sein müsse, Slüters Anwesenheit im Orte möglichst unbemerkt zu lassen, da sie ja ohnehin viel zu schwach waren, um mit Gewalt gegen seine Thätigkeit als Seelsorger einschreiten zu können und thaten somit das Klügste, was sie nur thun konnten, sich in das Innere ihres Thurmes zurückzuziehen und dessen feste Eisenthüren sorgsam zu verschließen, so daß sie etwaige weitere Belästigungen von Seiten der vielleicht zu übermüthigen jungen Matrosen nicht zu besorgen hatten. Zu ihnen gesellte sich auch der stets halb angetrunkene Dominikanermönch, der augenblicklich als Pfarrer hier weilte. Er glaubte in un-

begründeter Furcht seine Sicherheit, ja wohl gar sein Leben jetzt gefährdet, verschloß daher so schnell und fest als möglich sowohl die Thüren der Kirche, wie auch die des eigenen Hauses und flüchtete dann, ein Fäßchen mit Meth und einige Körbe voll Lebensmittel mitnehmend, ebenfalls schon in grauender Morgendämmerung in den festen Thurm, um dort vorläufig in ruhiger Sicherheit abwarten zu können, wie sich die Zustände im Orte weiter gestalten würden.

War nun Slüter auch glücklich in Warnemünde angekommen, so bedurfte er doch, um den Zweck seiner Reise zu erfüllen, vor Allem einer Kirche oder sonst eines geeigneten Raumes, um darin seine Predigt zu halten. Die einzelnen Häuser oder richtiger Hütten der Bewohner selbst waren hierzu viel zu klein, und es war außer der Kirche auch kein Lokal vorhanden, in dem mehr als zwanzig Personen hätten weilen können. In dem ersten Rausch der Freude hatten Manche von den Einwohnern gar nicht an den Mangel eines geeigneten Platzes gedacht, Andere, zu denen auch der alte Wegner gehörte, es aber als selbstverständlich angesehen, daß die Predigt in der Kirche abgehalten würde.

Nicht wenig verlegene Gesichter gab es daher, als die Nachricht im Wegner'schen Hause ankam, daß die

Kirche fest verschlossen sei und der Pater sich mit dem Schlüssel dazu in den ebenfalls verschlossenen Thurm geflüchtet habe. Der Uebermuth der Matrosen war nun sogleich bereit, die Kirchenthür gewaltsam zu erbrechen und unter Fritz Ohlsen seiner Anführung wollte sich schon ein Trupp, mit Aexten und Brechstangen versehen, schnell auf den Weg machen, um dies auszuführen. Es war ein Glück, daß Slüter durch Gundula, deren weibliches Gemüth ihr sogleich sagte, daß eine gewaltsam erbrochene Kirche ein öffentliches Aergerniß im ganzen Lande abgeben und kein passender Platz für den ersten protestantischen Gottesdienst in Warnemünde sein würde, noch rechtzeitig von solchem Vorhaben unterrichtet wurde. Rasch entschlossen eilte er dem Haufen nach, machte ihn mit wenigen aber passenden Worten auf das Frevelhafte solches Vorhabens aufmerksam und untersagte es auf's Bestimmteste, indem er unter keiner Bedingung in einer durch gewaltsames Erbrechen der Thüre geschändeten Kirche predigen und lieber sogleich wieder den Ort verlassen würde.

Gar verlegene und verdutzte Gesichter erzeugte sein Auftreten und selbst Fritz Ohlsen, der sich doch sonst nicht so leicht verblüffen ließ, schwieg betroffen still

und kratzte sich aus lauter Verlegenheit in sein kraus-blondes Haar.

„Ja, hochwürdigster Herr, wo sollen wir denn aber uns Eure Predigt anhören? Ist in unserem ganzen Orte doch weder eine Stube noch Saal zu finden, wo mehr als zwanzig Personen Platz haben, und Jeder von uns möchte Euch doch gerne sprechen hören?" nahm endlich der alte Wegner mit etwas unsicherer Stimme das Wort.

Es war ein Zufall, daß gerade an der Stelle, wo Slüter die Matrosen eingeholt und zurückgehalten hatte, ein freies Stück Feld lag, was nordwärts vom Meere durch eine Reihe ziemlich hoher Dünenhügel getrennt war. Ziemlich tiefer Schnee bedeckte jetzt Ebene und Dünen und gab dem Ganzen einen reinlich einfach weißen Anblick.

„Und bedarf es denn eines geschlossenen Raumes dazu, um Euch eine Predigt zu halten?! Ist hier unter Gottes freiem Himmel nicht Platz genug, und eignet sich diese Stelle, welche durch die Dünen etwas Schutz gegen den Wind erhält, nicht vortrefflich dazu? Vor Kälte und Unwetter werdet Ihr Seeleute Euch doch wohl nicht fürchten. Also flink tummelt Euch, reinigt den Platz etwas vom Schnee und macht mir eine Art Kanzel zurecht, in einer halben Stunde werde

ich im Priesterornat wieder hier sein und den Gottesdienst beginnen," war die laut gesprochene Antwort Slüters.

„Oh nicht doch, hochehrwürdigster Herr! Wenn es Euch nur nicht zu kalt ist, hier draußen im Schnee und Unwetter zu predigen, wir abgehärteten Warnemünder machen uns aus Kälte und Wind verzweifelt wenig. Um Euch nur predigen zu hören, würden wir gern mit dem halben Leib im Wasser stehen, oder wenn es auch noch so heftig wehte, hoch oben in die Masten hinaufklettern," rief der alte Ohlsen und mit lautem Jubel stimmten alle Anwesenden diesen Worten bei.

Mit großer Behendigkeit ward nun der Platz vom tiefen Schnee gereinigt, während andere Seeleute ein paar Böte herbeitrugen, solche umkippten und dann Bretter darauf legten, so daß eine Art von hoher Tribüne, die Slüter als Kanzel benutzen konnte, schnell entstand. Ein ungemeiner Wettstreit herrschte unter Allen bei dieser Arbeit und wohl noch nie ward ein Werk so schnell gefördert. Während die jungen Leute mit Lust und Eifer an der Herstellung dieses Kirchenplatzes im Freien arbeiteten, beeilten die Aelteren, wie auch alle Mädchen und Frauen sich, ihre besten Feiertagskleider anzulegen. Beseelte sie doch gleichmäßig

das Bewußtsein, daß ein Gottesdienst des kühnen Reformators der Kirche in Mecklenburg hier in Warnemünde ein so festliches Ereigniß sei, daß sie solches auch äußerlich gar nicht hoch genug ehren und würdigen konnten.

Und wie auch sämmtliche Einwohner im ganzen Orte mit allen diesen verschiedenen Vorbereitungen zu dem bald beginnenden Gottesdienst beschäftigt waren, da kamen zur größten Ueberraschung Slüters einige Schlitten, vollgefüllt mit Personen, auf dem von Rostock führenden Landweg angeklingelt. Mehrere von den jungen Leuten glaubten anfänglich, daß vielleicht gar eine starke Abtheilung der Rostocker Schaarwache auf diese Weise anrücke, und wollten schon zu ihren Waffen greifen, um sie auf eine gar unsanfte Art zurückzuwerfen. Es waren aber die eifrigsten Anhänger Slüters in Rostock, der Schiffer Bradhering, Schiffsbaumeister Willgaß und vor Allem der dicke Bader Peter Schmidt an der Spitze, die dessen Anwesenheit im Fischerdorfe erfahren und sich nun eiligst auf die Schlitten gesetzt hatten, um auch noch die Predigt ihres großen Meisters und Lehrers mit anhören zu können, da sie solchen Genuß so lange hatten entbehren müssen. Ein freudiges Willkommen und herzliches Händedrücken erfolgte jetzt. Das tiefe Gemüth Slüters

ward fast zu Thränen gerührt, daß diese Männer alle die weite und beschwerliche Fahrt von Rostock her in Wind und Wetter nicht gescheuet hatten, nur um ihn wieder einmal predigen zu hören. Daß aber dieser Gottesdienst im Freien abgehalten werden solle, wollte Einzelnen der mehr verwöhnten Stadtherren nicht sonderlich behagen und Meister Peter Schmidt meinte schon scherzend: „da wird das Zipperlein morgen Manche meiner lieben Freunde wohl etwas zwicken und zwacken und meine Badestube mit Gästen angefüllt sein, die sich die Erkältungen von heute wieder im heißen Dampfe wegbaden wollen. Ist doch nur gut, daß wir unsere Weibsen nicht mitgebracht haben, die anfänglich kaum abzuwehren waren, uns in einem besonderen Schlitten zu begleiten. Da wir aber doch nicht wußten, ob es nicht vielleicht bei dieser Fahrt zu ärgerlichen Streitigkeiten mit unsern Verfolgern kommen könnte und so Auftritte geschehen möchten, bei denen die Weibsleute besser fern sind, so hatten wir harte Ohren und ließen sie zu Hause. Meine Suse hat mir noch extra die wärmsten Grüße an Euch, hochehrwürdigster Herr, aufgetragen," sprach er zu Slüter.

Die im Winterhafen liegenden Schiffe, darunter einige Schwedische und Dänische, hatten zuvor zu

Ehren der Anwesenheit Slüters festlich geflaggt; andere äußere Festlichkeiten konnten die armen Strandbewohner selbst beim besten Willen ihrem hochgeehrten Gaste nicht darbieten.

Von den Rostocker Gästen, einige zwanzig an der Zahl, und den älteren Männern des Fleckens unmittelbar gefolgt, schritt Slüter nun dem Platze zu, der zum Gottesdienst bestimmt war. Er hatte den weiten wallenden Chorrock von schwarzem leichten Wollenzeug, den nach Luthers Vorbild die protestantischen Geistlichen allgemein als Amtstracht annahmen, angelegt und das schwarze Sammetbarret bedeckte sein Haupt. Dazu war sein edelgeformtes, geistig belebtes Antlitz, sonst sehr bleich, heute von der Winterkälte, vielleicht auch wohl von einer freudigen Aufregung, nach so langer erzwungener Pause einmal wieder vor einer treuergebenen Gemeinde eine öffentliche Predigt halten zu dürfen, leicht geröthet. So gewährte er schon äußerlich gerade am heutigen Morgen eine besonders anziehende und edle Erscheinung.

Der zum Gottesdienst bestimmte freie Platz war jetzt vom Schnee gereinigt und die als Kanzel dienende Tribüne, so gut als dies in Eile geschehen konnte, hergerichtet worden. Man hatte über die auf die Boote gelegten Bretter Segel gebreitet und auch

eine Art von Baldachin aus den Masten und Segeln einiger kleineren Fahrzeuge auf geschickte, ja selbst geschmackvolle Weise errichtet. Zum Altar war ein mit bunten Flaggen bedeckter Tisch vor dieser improvisirten Kanzel aufgestellt. In andächtigem Schweigen harrten alle Einwohner auf diesem Platze des ankommenden Predigers. Selbst weißköpfige Greise, die gebückt nur an ihren Stäben hinschlichen und trippelnde Mütterchen, deren faltenreiche, vertrocknete Gesichter eine lange Reihe von in harter Arbeit und steter Sorge verbrachten Jahre verkündeten, hatten ihre warmen Sitze auf der Ofenbank verlassen, um dieser Predigt des großen Reformators der mecklenburgischen Kirche, von dem sie schon so viel gehört hatten, beizuwohnen und den Mann, dessen ungetheiltes Lob alle Herzen in ganz Warnemünde erfüllte, von Angesicht sehen zu können. Alle waren in ihren besten Feiertagskleidungen, so gut diese armen Strandbewohner solche nur besaßen, doch hatten besonders die älteren Leute sich vorsorglich mit Decken und Tüchern so gut als möglich gegen die rauhe Witterung zu schützen versucht, während freilich das durch seine stete Arbeit auf dem Wasser dagegen sehr abgehärtete jüngere Geschlecht sich nicht allzuviel daraus zu machen schien.

Und ein gar rauher, dunkler Novembertag war

es. Zwar hatte der heftige Schneefall des letzten Tages jetzt aufgehört, und nur mitunter fiel noch eine einzelne große Schneeflocke, gleichsam als verspäteter Nachzügler, langsam darnieder. In dunkel bleigrauer Färbung, ohne Licht und helleren Schein, ja fast ohne jegliche Schattirung, spannte sich das Gewölbe des Himmels dicht über die schneebedeckte Fläche. Auch das Meer hatte diese düstere Färbung angenommen und unterschied sich dadurch so wenig von der Luft, daß man in geringer Entfernung kaum noch erkennen konnte, wo diese beginne und das Wasser aufhöre, so sehr glichen beide sonst so verschiedenen Elemente sich jetzt einander. Der eisige Nordostwind wehte augenblicklich nur ziemlich schwach und so schlug das Meer nur an der Brandung der Küste mitunter in einzelnen langwallenden Wogen auf, schien im Uebrigen aber noch still zu sein. Es war dies aber die gefährliche Stille, die nur zu häufig jedem tobenden Sturm sehr nahe vorauf zu gehen pflegt. Hatte der wetterkundige Blick der vielerfahrenen Warnemünder Fischer doch solchen schon längst erkannt und setzten Alle mit ziemlicher Sicherheit voraus, daß noch vor dem Scheiden des kurzen Novembertages ein heftiger Sturm mit Schneegestöber aufkommen würde. Auch die Möven und einige andere vom hohen Norden herabge-

kommene wilde Seevögel schienen das baldige Unwetter zu ahnen, denn rascher wie gewöhnlich und ein doppelt widriges ängstliches Klagegeschrei ausstoßend, schwebten sie über der dunklen Wasserfläche, häufig untertauchend, um einen Fisch sich noch zu erjagen, bevor das Ungestüm des Wetters sie später daran verhinderte. Die Schaar der Dohlen, die auf dem hohen Steindach der alten Kirche ihren Sitz genommen hatte, schien sich sehr unbehaglich zu fühlen, denn eng aneinander gedrängt saßen die Thiere mit dick aufgeblustertem Gefieder da, wobei mitunter eine oder die andere ein mißtönendes Gekrächze ausstieß, was dann von den Gefährtinnen in lautem, disharmonischem Chor sogleich erwidert wurde, worauf dann stets eine längere Pause der Ruhe wieder erfolgte. Außer diesen Möven über den Dünen und dem Meere und den Dohlen auf der Spitze des Kirchthurmes, war in der ganzen Natur kein lebendes Wesen zu erblicken; öde und wie ausgestorben erschien alles ringsumher.

Mit ernstem Wesen schritt Slüter durch die harrende Menge, die ihn überall mit schweigendem, aber ehrerbietigem Gruße, wie es die Feierlichkeit des beginnenden Gottesdienstes erheischte, empfing. Die Gäste aus der Stadt und die älteren Leute aus dem Orte, die Männer rechts, die Frauen links, stellten

sich dicht um die Tribüne, hinter ihnen, ebenfalls nach den verschiedenen Geschlechtern geschieden, waren die jüngeren Leute. Nur der alte Wegner, der von der kräftigen Hand seiner Tochter geführt, auf den Stellfüßen bis hierher gehumpelt war, nahm auf einem herbeigeholten Stuhl Platz, da ein längeres Stehen ihm unmöglich fiel, sonst standen Alle. Ein tiefes Schweigen herrschte in der ganzen Versammlung, so daß man das dumpfe Rollen des Meeres, welches nur durch die Hügel der Dünen von diesem Platze getrennt war, ganz deutlich vernahm.

Den Gottesdienst begann Slüter mit dem laut nnd klar gesprochenen Gebet des „Vaterunser", währenddeß die ganze Gemeinde die Kopfbedeckung abnahm und die Köpfe neigte. Und nun begann darauf der eifrige Reformator, der kühne Verkünder der Lehre Luthers in Mecklenburg, eine seiner herrlichen Predigten, die ihm in kurzer Zeit einen so bedeutenden Ruf als Kanzelredner verschafften und so ungemein viel dazu beitrugen, daß die Reformation einen so überraschend schnellen Fortgang nicht allein in Rostock, sondern in den gesammten Herzogthümern bereits genommen hatte. Mit der richtigen Erkenntniß, daß seine Zuhörer größtentheils Seeleute waren und die Bilder aus ihrem Leben ihnen die verständlichsten sein

würden, hatte er seine Predigt abgefaßt. Er verglich das Leben des Menschen mit einer Fahrt auf dem Meere, wo Gefahren und Unwetter aller Art nur zu oft die Ruhe und Freude trübten und die Sicherheit arg gefährdeten, und wo der Steuermann einer festen Hand und eines kundigen Blickes bedürfe, wenn er das Schiff sicher in den ruhigen Hafen geleiten wolle. Als solche nothwendigen Eigenschaften für das Schiff des Lebens bezeichnete Slüter aber wahre Frömmigkeit, unbedingtes Gottvertrauen, unbeugsame Rechtlichkeit und wahrhaft christliche Liebe für seine Nächsten. Dabei gedachte er mit begeisterten Worten des großen Reformators der Kirche, Dr. Martin Luther zu Wittenberg, der die reine Lehre Christi von dem schädlichen Wulste unnützer Beigaben, welche päpstliche Intoleranz und heuchlerischer Pfaffendünkel in Rom solcher im Laufe der Jahrhunderte allmälig immer mehr beigesellt hatte, gereinigt, und pries diesen seltenen Mann, der auch in allen Eigenschaften des Menschen als nachahmungswerthes Beispiel dienen könne. Eine ganz außerordentliche Wirkung machte diese herrliche Predigt, die über eine ganze Stunde dauerte, auf alle Zuhörer, das Schluchzen der Weiber ward immer hörbarer dabei und selbst Frau Wegner, die im harten Leben manche Schroffheit eingesogen und eigent-

lich bisher mehr für eine Gegnerin als Freundin der neuen Lehre gegolten hatte, da sie in Rostock bei ihrem Fischhandel vorzugsweise viel in den verschiedenen dortigen Klöstern verkehrte, mußte wiederholt mit ihrer blauleinenen Schürze an die Augen fahren, um sich das Naß darin zu trocknen. Zwar war während der Dauer des Gottesdienstes der Wind allmälig stärker und stärker geworden und auch die Schneeflocken fielen schon so dicht, daß sie die Anzüge Aller weiß sprenkelten, doch ward die Aufmerksamkeit so sehr von der Predigt in Anspruch genommen und ihr Inhalt verbreitete eine solche innere Wärme, daß Niemand weiter das Ungestüm der Witterung nur im Mindesten beachtete.

Nachdem Slüter seine Rede beendet hatte, stimmte er mit wohlgeschulter Stimme eines jener herrlichen protestantischen Kernlieder an, welches durch sein Bemühen schon früher in Rostock und Warnemünde unter seinen Anhängern verbreitet war. So gut wie möglich begleitete die ganze hier versammelte Gemeinde den Gesang mit ihren Stimmen, und wenn auch der äußere Wohlklang dieses Singens kein sonderlich großer sein mochte, so war die innere Begeisterung, mit der gesungen wurde, eine desto mächtigere. Durch das Brausen des Meeres und das Heulen des Stur-

mes tönte laut und kräftig dieser erste lutherische Kirchengesang der vollzählig versammelten Gemeinde des Fleckens, bis zu dem nahen Wartthurme, wo der dort anwesende Dominikanermönch ihn mit grimmiger Wuth vernahm und ein über das andere Mal den Zorn des Himmels über die ketzerische Versammlung und gar deren Anführer, den verruchten Slüter, heraufbeschwor. Nach dem Schluß des Kirchengesanges schloß ein abermaliges Vaterunser diesen unter so außerordentlichen äußeren Umständen abgehaltenen ersten protestantischen Gottesdienst in Warnemünde. Sein Eindruck war ein gewaltiger und seine Nachwirkung eine tiefbleibende. Von diesem Tage an gab es im ganzen Orte kaum einen Einwohner mehr, der nicht zum eifrigsten Bekenner des Protestantismus geworden war, und mit der festen Zähigkeit des friesischen Seemannscharakters, der dem, was er einmal angegriffen hat, nun auch unwandelbar treu bleibt, hingen die Warnemünder jetzt der neuen Lehre an, mochten sie immerhin deshalb in den nächsten Jahren noch manche harte Bedrückungen und gehässige Anfeindungen der mächtigen papistischen Partei in Rostock zu erdulden haben.

Wie nun Slüter, seinen schwarzen Chorrock voller weißer Schneeflocken, wieder die Tribüne verließ, da

drängten sich in warmer Anhänglichkeit seine Freunde und Verehrer um ihn im dichten Kreise. Gar manches einfache und ungekünstelte, aber dafür auch ehrlich und aus vollem Herzen kommende Dankeswort erscholl aus dem Munde der biederen Lootsen und Seefischer und es gab der kräftig gemeinten Händedrücke so viele, daß zuletzt fast der Arm Slüters davon erlahmen mußte.

In demselben Zuge, wie man gekommen war, verließ die Versammlung den Platz des Gottesdienstes wieder, um sich nach den Wohnungen zurückzubegeben. Es war eigentlich anfänglich der Plan gewesen, das Abendmahl an dem errichteten Altar im Freien, nach der Vorschrift Luthers an Alle, die darnach verlangten, zu ertheilen, doch war das Wetter jetzt zu schlecht geworden, als daß diese heilige Handlung im Freien vorgenommen werden konnte. So ward denn beschlossen, daß in dem Hause von Ohlsen, was mit das größte im Orte war, ein kleines Zimmer möglichst stattlich eingerichtet werden solle, um als Kapelle zu dienen, in welcher Slüter in den nächsten beiden Tagen, die er noch in Warnemünde zu verweilen gedachte, die heilige Handlung der Abendmahlertheilung vornehmen wollte. Daß sich so ziemlich alle Einwohner ohne Ausnahme hieran betheiligen

würden, war mit Bestimmtheit zu erwarten. Besonders Fritz Ohlsen war hoch erfreut, daß gerade sein Vaterhaus durch diese Handlung geehrt werden sollte, und versprach mit freudigem Eifer Alles aufzubieten, um die Kapelle möglichst feierlich und schön auszuschmücken. Das lebhafte Gemüth des jungen, frischen Seemannes war überhaupt durch die soeben gehörte Predigt auf das Höchste aufgeregt. Seit er Slüters Eskorte von Güstrow geleitet hatte, fühlte er schon eine besondere Verehrung für den frommen Mann, dessen milder Ernst ihm so ungemein imponirte, die aber durch diese jetzige Andacht wirklich zu einer Art von Begeisterung gesteigert wurde.

Ein eigentliches Gasthaus gab es freilich im ganzen Fischerdorfe nicht, doch lag an dessen äußerstem Ende dem Meere zu, ein ziemlich unansehnliches Schenkhaus „Zum hansischen Kreuz", in welchem die Mannschaften der fremden, hier etwa vor Anker liegenden Schiffe gewöhnlich ihre Einkehr nahmen. So gut es angehen wollte, war die große Schenkstube in größter Eile gescheuert, mit frischem Sande gestreuet und ganz und gar aufgeputzt worden. Hier wollte der Geistliche in Gesellschaft der Rostocker Gäste die Mittagsmahlzeit einnehmen.

Es war ein frohes Mahl voll heiterer Lebendig-

keit, wie denn überhaupt Slüter im Kreise seiner Freunde stets eine ungezwungene Geselligkeit und den Genuß der erlaubten Freuden des Lebens liebte. Die großen, frisch gefangenen Seefische, auf verschiedene Weise bereitet, die nebst einer Mehlspeise und eingekochten Beeren aus der Rostocker Haide, die einzigen Gerichte des Mahles bildeten, mundeten Allen vortrefflich und die hohen Zinnhumpen voll starkem, weißschäumendem Bier, die ziemlich schnell umherkreisten, trugen zur Erhöhung der allgemeinen Fröhlichkeit nicht wenig mit bei. Zwar nahm das Unwetter noch mehr zu, der Wind fing heftiger an zu toben, die Schneeflocken fielen dichter und dichter und das Brausen des Meeres drang immer lauter an die Ohren der Anwesenden, ohne diese jedoch viel in ihrer heiteren Stimmung zu stören. Nur daß die Rostocker, die ursprünglich beschlossen hatten, noch am Abend wieder heimzufahren, von diesem Entschluß abstanden und es nach reiflicher Ueberlegung und einigen Debatten doch lieber vorzogen, auf einer reinlichen Streu im Wirthshause hier zu übernachten. Gerade dies behagliche Gefühl, in einem guten sichern Hause, an einem wohlbesetzten Tische, in Gesellschaft heiterer, gleichgestimmter Freunde, bei dem tobenden Unwetter verweilen zu

können, erhöhte die frohe Stimmung Aller noch immer mehr.

Da war es plötzlich, als ob ein Kanonenschuß von der See her durch das Brausen des Windes erscholl. Das Ohr des alten Schiffers Bradhering, der zunächst Slütern sitzend, schon nach echter Seemannsweise etwas Tüchtiges im Essen und Trinken geleistet hatte, war das Erste, was diesen Ton vernahm.

„Horch! — Das muß der Nothschuß eines Schiffes auf der See gewesen sein, oder ich will nicht über dreißig Jahre schon als Schiffer gefahren haben," rief er laut und sprang dann mit den Worten: „Nehmt's nicht für ungut, ehrwürdigster Herr," von seinem Platze auf, und schnell seine Pelzmütze aufsetzend, stürzte er zur Thür hinaus.

Voll Bestürzung und Neugierde folgten so eiligst als möglichst alle anderen Gäste des Mahles. Auch in manchen Häusern der Bewohner des Fleckens schien dieser Schuß gehört zu sein, denn schon vernahm man deren Rufe: „Ein Nothschuß, ein Schiff muß in Gefahr auf der See sein," und in voller Aufregung liefen Alle, Männer wie Weiber, auf den nächsten Dünenhügel, der die fernste Aussicht auf das Meer gewährte.

Obgleich die Dämmerung des kurzen November-

tages noch nicht eingetreten war, so verhinderte doch das starke, vom heftigen Nordostwind gepeitschte Schneegestöber einen weiten Blick über die jetzt schäumende und brausende Fläche des Meeres. Kaum konnte man die Augen aufhalten, so heftig trieb der Schnee gegen die Gesichter, und doch erkannte der vielgeübte, so überaus scharfe Blick der Seeleute sogleich, daß ein Schiff auf den Wellen umhergeworfen wurde. Es schien in Noth zu sein und gerne die Einfahrt in den Hafen versuchen zu wollen, denn in diesem Augenblick ertönte der zweite Nothschuß von einer Karthaune des Schiffes, durch welchen es augenscheinlich einen Beistand vom Lande verlangte. Ein fest organisirtes und disciplinirtes Lootsenwesen, wie dies jetzt alle civilisirten europäischen Häfen besitzen, kannte man noch nicht und es war überall der freien Willkühr der Küstenbewohner, welche gelegentlich auch das Lootsengewerbe trieben, anheimgegeben, ob sie in die See fahren und bedrängten Schiffen die nöthige Hülfe bringen oder dies unterlassen wollten. Die Bevölkerung von Warnemünde zeichnete sich im sechszehnten Jahrhundert aber durch ihren muthigen und dabei oft wirklich sehr uneigennützigen Eifer, der weder Gefahr noch Anstrengung scheute, um, wenn irgend möglich, bedrängten Fahrzeugen die nöthige Hülfe zu bringen,

sehr rühmlich vor der mancher anderer Küsten aus. So war denn auch jetzt bald der allgemeine Ruf, daß man versuchen müsse, mit einem Boote in die See zu kommen und einen Lootsen an Bord des Schiffes zu bringen.

„Ob dies gelingen wird, steht freilich in Gottes Hand; so viel an uns aber liegt, soll geschehen, um unsern bedrängten Mitmenschen Hülfe und Beistand zu bringen; das verlangt schon unsere Christenpflicht. Und nun gar an einem solchen Tage, wie heute, wo wir eine so herrliche Predigt gehört haben, wäre es eine doppelte Schande für uns Seeleute, wollten wir nicht das Alleräußerste wagen, um das Schiff zu retten," rief mit lauter Stimme der alte Wegner, der am Arm seiner Tochter Gundula trotz Sturm und Wetter ebenfalls jetzt auf die Hügel der Dünen gekommen war. Durch seinen Muth und seine Geschicklichkeit in allen solchen Fällen war es aber schon ein stillschweigendes Herkommen geworden, daß die Stimme gerade dieses Mannes stets den entscheidenden Ausschlag gab.

„Ja wohl, Wegner hat Recht, wir müssen versuchen, mit einem Boote an das Schiff zu gelangen," rief es jetzt laut aus dem Haufen der umherstehenden Männer.

„Ich gebe mein Boot dazu her und will das

Steuerruder führen. Wer will weiter mit? Aber schnell müssen wir fort," rief nun der alte Wegner wieder und richtete sich förmlich auf seinen Stelzfüßen hoch empor.

„Ich — ich," antworteten mindestens ein Dutzend Stimmen, und der Eifrigste unter ihnen war wieder Fritz Ohlsen.

Es war ein stillschweigender Gebrauch, daß zu solchen gefährlichen Fahrten unter einer größeren Anzahl von Bewerbern stets womöglich die unverheiratheten Männer, die bei einer etwaigen Verunglückung nicht so viele Wittwen und Waisen zurückließen, ausgesucht wurden. So bestimmte Wegner denn schnell noch einen alten erfahrenen Fischer und Lootsen und fünf kräftige jüngere Matrosen zur Besteigung des Bootes und eilte nun so rasch als möglich mit seinen muthigen Gefährten an das Ufer der Warnow, um die gefährliche Fahrt zu beginnen. Mit lauter Stimme ertheilte Slüter den wackeren Männern, die hier in freudiger Aufopferung ihr Leben für die Rettung ihrer Mitmenschen wagten, den Segen der Kirche.

Von den kräftigen Armen der sechs Ruderer getrieben und geschickt von dem alten Wegener gesteuert, flog das wackere Boot anfänglich in schneller Fahrt den Strom herunter. Ein Theil der Warne-

münder, mit langen Tauen versehen, folgte dem Fahrzeuge am Flusse, während Andere wieder nach dem Dünenhügel, wo man die freieste Aussicht auf das Meer hatte, zurückkehrten.

So lange das Boot in dem verhältnißmäßig ruhigen Wasser des Flusses blieb, ging dessen Fahrt sicher und ohne Stockung fort. Jetzt aber kam es an die Mündung und in die ersten Wellen der Brandung, deren weißer Gischt es von allen Seiten so umschäumte, daß es kaum noch vom nahen Ufer aus zu erkennen war. Zwar arbeiteten die starken Männer an den langen Rudern mit vollster Kraft, und mit eiserner Faust und viel erprobter Geschicklichkeit wußte Wegner das Steuer zu führen, allein es half nichts, gegen die Wuth der wild empörten Elemente zeigte menschliche Anstrengung sich viel zu schwach. Dreimal versuchte das Boot durch den Schwall der Brandung zu dringen, und stets ward es mit wilder Gewalt wieder zurückgeworfen. Nur die Vorsichtigkeit des Steuermannes verhinderte das Umschlagen, doch spritzte so viel Seewasser in das Boot, daß es sich bedenklich füllte. Ein Umkehren ward dadurch dringende Nothwendigkeit und ungern fügte Wegner sich solcher und wendete um. An einer ruhigeren Stelle des Flusses ward angehalten und das Wasser wieder

aus dem Boote geschöpft, um so nach dessen Erleichterung die gefährliche Fahrt zum zweiten Male zu beginnen. Allein abermals vergeblich, menschliche Kraft war hier zu schwach, wiederholt ward das Boot von einer Wassermasse förmlich überschüttet, daß selbst manche Leute am Lande es schon verloren glaubten, aber immer tauchte es wieder von Neuem auf und versuchte seine Fahrt fortzusetzen. Dreimal mußte in den Fluß zurückgekehrt werden, um das Wasser auszuschöpfen, und dennoch lenkte immer von Neuem die eiserne Kraft der Glieder und der kühne Muth in der Brust der erprobten Seeleute, welche dessen Bemannung bildeten, das winzige Fahrzeug wieder in das tobende Meer zurück. Am Ufer lagen die Weiber und Bräute und Kinder der in dem Boote befindlichen Männer, trotz heulenden Sturms und treibenden Schneegestöbers, auf ihren Knien und flehten in heißem, inbrünstigem Gebet zu Gott dem Herrn, dem allmächtigen Lenker des Schicksals aller Menschen, daß er die Rettungsversuche ihrer theuren Angehörigen mit einem günstigen Erfolg belohnen, oder sollte dies nicht sein, die Retter selbst wenigstens ungefährdet in ihre Familien zurückführen möge.

Während aber dies Boot sich vergebens bestrebte, dem arg bedrängten Schiffe die heißersehnte Hülfe zu

bringen, kreuzte letzteres unter dichtgerefften Segeln noch immer auf dem Meere umher. Das in solchen Dingen fast unglaublich scharfe Auge der Seeleute hatte in dem Schiffe eine kleine, norwegische Galeasse erkannt, doch schien ein Mann sich an deren Bord zu befinden, der wenigstens einigermaßen mit dem hiesigen Fahrwasser bekannt sein mußte, so geschickt wußte der Steuernde eine gefährliche Sandbank in der Nähe zu vermeiden. Mit der größten Spannung verfolgten Alle auf der Kuppe der Düne auch dies Schauspiel und ihre Aufmerksamkeit war ebenso sehr von dem kämpfenden Schiffe, wie von dem gegen die Brandung vergeblich anarbeitenden Boote in Anspruch genommen. Das Schneegestöber, was einige Zeit den freien Blick getrübt hatte, war jetzt vorbei, der immer heftiger tobende Sturmwind riß die dichten Wolken auseinander und das bleiche Licht des Vollmondes begann allmälig die Gegend zu erhellen. Weißschäumend lag die unermeßliche Fläche des Meeres in dieser Mondbeleuchtung da und immer höher und höher rollten dessen Wogen und ihr Gischt spritzte weithin über die Dünen.

Das Boot mit den unerschrockenen Lootsen hatte jetzt sein vergebliches Bemühen, in See zu dringen, um dem gefährdeten Schiff die nöthige Hülfe zu brin-

gen, nothgedrungen endlich aufgeben müssen. Es war zuletzt so voll Wasser geschlagen, daß ein Ausschöpfen nicht mehr half. Das Sinken drohte und nur mit Mühe konnte es durch hingeworfene Stricke an das Ufer gezogen werden, da bei dem letzten Umwenden auch das Steuer arg beschädigt war. Bis auf die letzte Faser der Kleidung durchnäßt, von der harten Arbeit der letzten Stunden, die jede Muskel auf das Aeußerste angespannt hatte, sehr erschöpft, stieg dessen wackere Bemannung jetzt an das Land. Der alte Wegner war der Letzte, der mit Hülfe seiner herbeigeeilten Tochter Gundula mühsam aus dem Boote kletterte, welches dann vollends an das sichere Land gezogen wurde.

„Was Menschen leisten können, haben wir sicher gethan, Ehrwürdigster Herr, aber es wollte nicht gehen, der Schwall der andrängenden Wogen war zu stark und warf uns stets zurück," sprach der Alte zu Slüter, der ebenfalls an den Landungsplatz des Bootes sich begeben hatte. Der Sturm hatte dem alten muthigen Lootsen seinen getheerten Hut vom Kopfe gerissen und wild flatterte jetzt sein langes, eisgraues Haar und der ebenso farbige, bis auf die Mitte der Brust hängende mächtige Vollbart im Winde umher, während die Kleidung von Wasser

triefte. Aber Muth und Entschlossenheit flammten aus den großen blauen Augen unter den grauen Brauen des kühnen Seemannes und wie ein Fürst, so stolz stand er auf seinen Stelzfüßen vor dem ihm mit vollem Dank die Rechte schüttelnden Prediger. Erfüllte doch das erhabene Gefühl, seine Ehrenpflicht im weitesten Umfange gethan und mehr wie einmal das eigene Leben zur Rettung seiner Mitmenschen gewagt zu haben, seine Brust, und wer solch hohes Bewußtsein empfinden darf, der hat ein wohlberechtigtes Recht auf einen edlen Stolz und sollte auch das dürftige Gewand eines Bettlers seine Glieder umhüllen. Wie bei dem alten Wegner, war Gleiches auch bei seinen übrigen Gefährten der Fall. Besonders Fritz Ohlsen zeigte in seiner nassen Jacke so recht ein Bild der männlichen Kraft und ungebrochenen Muthes und war das beste Muster eines jener starken, bis in den Tod pflichtgetreuen und muthigen Seeleute, welche zu allen Zeiten mit den edelsten Schmuck unserer deutschen Ostseeküste gebildet haben. Und wie ruhte sein Blick dabei auf Gundula, mit welcher Inbrunst verlangte es ihn, ein Wort der Anerkennung gerade aus ihrem Munde zu vernehmen. Die aber war jetzt zunächst mit der Sorge um ihren Vater bekümmert und widmete dem Fritz nicht größere

oder geringere Theilnahme, wie den übrigen Seeleuten, die mit in dem Boote gewesen waren. Des Vaters Ruf: „Gundel, bei dem Fritz kannst Du Dich besonders bedanken, denn als vorhin das Steuerruder brach und ich fast weit über Bord geschleudert wäre, da griff der Junge mit starker Faust noch rechtzeitig zu und zog mich wieder in das richtige Gleichgewicht. Der Fritz hat wirklich Bärenkraft und einen besseren Seemann, wie ihn, hat es in ganz Warnemünde noch nicht gegeben, so lange auch unser Ort schon stehen mag. Das sag' ich, der alte Claus Wegner," lenkte ihre Aufmerksamkeit zuerst auf den ob dieses Lobes in seiner Freude hoch erröthenden jungen Mann. Unbefangen ging sie auf ihn zu und seine nasse Hand ergreifend und herzlich drückend sprach sie: „Das lohne Euch der gütige Gott, Fritz, und was Ihr für den Vater gethan habt, werde ich, die Tochter, Euch für mein ganzes Leben im dankbaren Herzen niemals vergessen." Mit Flammengluth zuckte es bei diesen Worten der so heiß von ihm geliebten Jungfrau durch alle Glieder des jungen Seemannes und trotz seiner durchnäßten Kleider und des eisigen Nordoststurmes, fühlte er vom Scheitel bis zur Sohle sich erwärmt. Hätte er jedoch in das ruhige Auge des Mädchens nur geblickt und den zwar dankerfüllten, aber sonst

vollkommen gleichgültigen Blick erkannt, mit dem sie ihn jetzt ansah, so würde er die traurige Wahrheit bald gefühlt haben, daß sie eine aufrichtige Dankbarkeit, aber weiter nicht das Allermindeste fühle und für ihn kein Platz mehr in ihrem Herzen zu finden sei. Es mochte vielleicht ein Glück für Fritz Ohlsen sein, daß er diese Wahrnehmung nicht machte und so wenigstens vorerst in seiner glücklichen Täuschung befangen blieb.

„Aber Leute, Ihr könnt in dieser nassen Kleidung unmöglich hier noch stehen bleiben! Eilt in Eure Häuser und zieht Euch trocken um und dann kommt zu uns in das Wirthshaus zu einem guten Trunk heißen Branntweins, der Euch wieder erwärmen soll," rief jetzt der Bader Peter Schmidt, der inzwischen ebenfalls von dem Dünenhügel, wo er nur mit Mühe dem Sturm Widerstand geleistet hatte, an den Anlegeplatz des Bootes geeilt war.

„Oho, mit dem Erkälten hat's nun freilich nichts auf sich, wir geborenes Seevolk sind es schon von Jugend auf gewöhnt, bis auf die Haut durchnäßt den ganzen Tag auf dem Wasser zu liegen. Aber einen tüchtigen Schnaps läßt sich Keiner von uns umsonst anbieten, der hilft schon innerlich erwärmen. Also kommt, Jungens, erst eine trockene Jacke und dann

in's Wirthshaus zu einem Trunk," rief lustig Wegner und humpelte, von Gundula unterstützt, eiligst fort. Aber noch beim Weggehen vergaß er nicht, dem alten Ohlsen zuzurufen: „Nachbar, vergeßt auch inzwischen ja nicht die Sorge, daß ein tüchtiges Signalfeuer für das schwedische Schiff angezündet wird."

Von dem Dünenhügel konnte man bei dem zwar klaren, aber doch täuschenden Schein des Mondenlichtes wohl erkennen, daß das schwedische Schiff jetzt versuche, von der Küste abzusteuern und wo möglich die hohe See wieder zu gewinnen. Man mußte von dessem Bord das vergebliche Bemühen des Bootes, auszulaufen, bemerkt und somit die Gewißheit erlangt haben, daß man keinen Lootsen bekommen konnte. Ob aber dem Schiffe sein Vorhaben, wieder die hohe See zu erreichen, gelingen würde, war sehr zweifelhaft und ward von der Mehrzahl der erfahrenen Warnemünder, die jetzt wieder auf diesem Platze zusammengekommen waren, sehr bestimmt verneint, während Einige, und darunter auch der Rostocker Schiffer Bradhering, die Möglichkeit daran nicht bestreiten wollten. Daß das Schiff, soweit dies bei dem Sturm überhaupt noch anging, aber sehr geschickt gehandhabt wurde und sein Befehlshaber ein vorzüglicher, mit

der hiesigen Küste genau vertrauter Seemann sein mußte, erkannten Alle einstimmig an.

Unter der Aufsicht des alten Ohlsen ward jetzt auf einem hohen Gerüste, nicht weit von der Mündung der Warnow in das Meer, ein hellflammendes Signalfeuer aus trockenem Kienholz, wovon zu diesem Zwecke immer ein großer Haufen vorräthig lag, angezündet. Einige Wächter, die sich regelmäßig ablösen mußten, wurden bei diesem Feuer hingestellt, um solches die ganze Nacht in Brand zu halten, was bei dem starken Winde, der die Flammen oft so hoch auseinanderjagte, daß die Funken weit umhersprühten, manche nicht geringe Schwierigkeiten darbot. Der Zweck dieses Feuers war, dem Führer des Schiffes die Mündung des Stromes genau zu bezeichnen, wenn er etwa den kühnen Versuch des Einlaufens unternehmen sollte, obgleich die meisten Anwesenden das Gelingen eines solchen Wagnisses für eine Unmöglichkeit erklärten.

War auch der Platz auf dem Dünenhügel bei dem eisigen Nordoststurm ein höchst unbehaglicher, so ward er doch den ganzen Abend, ja die Nacht hindurch von Besuchern nicht leer, so sehr interessirte das Schicksal des Schiffes, welches, ein willenloser Spielball der empörten Elemente, auf den schäumenden Wogen um-

hergeschleudert wurde, Alle. Auch die Männer im Boote vorher, der alte Wegner und Fritz Ohlsen an der Spitze, eilten noch häufig dahin und verweilten dann längere Zeit daselbst. Sie hatten trockene Kleider angezogen, sich durch einen kräftigen Trunk heißen Branntweins auch innerlich wieder erwärmt und so war bei diesen abgehärteten Naturen nicht die mindeste Spur der so eben bestandenen Strapazen zurückgeblieben. Besonders Fritz Ohlsen war an diesem Abend von einer außergewöhnlichen Lebendigkeit und Rüstigkeit und machte wiederholt verschiedene Vorschläge, wie es anzufangen sei, dem gefährdeten Schiffe vielleicht doch noch zu Hülfe zu kommen, die aber von der Erfahrung der älteren Männer sämmtlich als gänzlich unausführbar verworfen wurden. Er erbot sich übrigens freiwillig, die ganze Nacht die Wache am Feuer zu übernehmen.

Von einem auffallenden Gefühl der Unruhe und inneren Besorgniß ward aber jetzt Gundula Wegner befallen. Sie wich kaum von dem Hügel und strengte ihre Seekraft auf das Aeußerste an, um stets das vom Sturm wild umhergeschleuderte Schiff möglichst genau zu erkennen, obgleich sie sich selbst kaum klar machen konnte, weshalb ihr höchstes Interesse daran so sehr in Anspruch genommen wurde.

Als gegen ein Uhr Nachts der Mond im Untergehen begriffen war, konnte man das Fahrzeug bei seinem Schein zuletzt noch sehen. Seine Lage ward nach der Ansicht aller Seeleute eine immer schlechtere und Alle meinten, wenn Gott nicht ein Wunder thun wolle, so sei dasselbe verloren. Der heftige Sturm hatte es jetzt schon über die Mündung hinausgetrieben und es schien, als näherte es sich schon dem Lande. Die große Dunkelheit, die nach dem Untergang des Mondes eintrat, machte es aber bald unmöglich, das Fahrzeug mit den Augen noch weiter zu verfolgen, oder gar zu seiner Rettung das Allermindeste beizutragen. Man mußte sich begnügen, an der Warnow-Mündung das Feuer zu unterhalten, alles Uebrige aber der Gnade und Barmherzigkeit Gottes überlassen.

Konnte man nun auch während der Nacht das Schiff nicht mehr erkennen, so war die Spannung der meisten Warnemünder trotzdem doch noch eine so große, daß nur sehr wenige von diesen ihre Ruhestätte aufsuchten. Fast in allen Häusern blieb das Feuer auf dem Heerd brennen und die Bewohner saßen darum herum, sich in Gesprächen und Muthmaßungen über das wahrscheinliche Schicksal des Fahrzeuges und wie es komme, daß solches noch in

einer so ungewöhnlichen Jahreszeit, wie der November war, im hiesigen Hafen einlaufen wolle, ergehend. Viele inbrünstige Gebete stiegen auch noch zu Gott dem Herrn empor, daß er das Schiff und gar dessen Bemannung gnädiglich schirmen und unter seine besondere Obhut nehmen möge. Es herrschte zu jener Zeit überhaupt ein tief religiöser Sinn fast ausnahmslos bei allen Bewohnern des Fleckens, der aber am heutigen Tage durch die Anwesenheit Slüters und den außergewöhnlich feierlichen Gottesdienst noch mehr gesteigert ward.

Wohl die aufrichtigste Beterin war aber bestimmt Gundula, die in ihrem kleinen dürftigen Kämmerlein wiederholt Stunden lang auf den Knieen lag, um im heißen Gebete die Rettung der in so großer Noth schwebenden Menschen zu erflehen. Von einer ihr fast unerklärlichen inneren Unruhe getrieben, lief sie dann wieder zu dem Feuer an der Warnow-Mündung, daselbst mit der angestellten Wachmannschaft über die Möglichkeit der Rettung sprechend, und von dort wieder nach dem Dünenhügel, versuchend, ob sie mit ihren scharfen Augen nichts entdecken könnte. Es war dies ein vergeblich Bemühen; schwarz und so dunkel, daß man kaum den weißen Schaum der nächsten Wellen in der Brandung erkennen konnte, bedeckte die

Nacht das weite Meer. Gegen Morgen übrigens schien es, als ob die Heftigkeit des Sturmes sich etwas verminderе und es trat dafür eine strenge Kälte ein. Mochte die Ungeduld des Mädchens auch noch so groß sein, um über das Schicksal des Schiffes etwas zu erspähen, es half nichts, sie mußte solche bis zum Anbruch der Morgendämmerung beschwichtigen.

Kaum graute der Morgen so weit, daß das scharfe Auge eines Seemannes wenigstens einigermaßen eine Umsicht halten konnte, so füllte sich der Dünenhügel schon wieder mit Neugierigen jeglichen Alters und Geschlechtes, die fleißig auf das noch immer stark bewegte Meer hinausspähten. Bald ward denn auch das Schiff entdeckt. Es lag als ein Wrack auf einem Steinriff, der sich ungefähr in der Mitte von Warnemünde und Stoltevaa im Meere erhob, seitdem aber schon längst verschwunden ist. Ein Wrack mußte das Fahrzeug aber sein, denn man konnte deutlich erkennen, daß es fest lag und die Wellen schon über dessen Verdeck hinwegspülten. Wo aber war die Mannschaft geblieben? weilte sie noch am Bord des gestrandeten Schiffes? war ihre Rettung geglückt oder hatten — und dies schien leider das Wahrscheinlichste — die gewaltigen Wogen sie schon herabgerissen und

ruhten Alle auf dem kühlen Grund des Meeres, diesem weiten Grabe so vieler Tausende von Seeleuten?

Im raschen Lauf eilten nun Alle, nicht achtend der schneidenden Kälte, längs des Strandes dem Steinriff zu, um dort in größerer Nähe das verunglückte Fahrzeug einer Musterung zu unterwerfen. Auf den Rath der erfahrenen Lootsen wurden aber große Taue, Stangen und ein kleiner Anker mitgenommen, um vielleicht vom Lande aus den Schiffbrüchigen Hülfe zu bringen, da eine Fahrt mit Böten noch immer unausführbar erschien. Mit die Eilfertigste und Ungeduldigste war aber Gundula und sie freute sich, daß die Mutter ihr die Führung des Vaters abnahm, so daß sie schneller mit den jüngeren Leuten forteilen konnte.

Ueber eine halbe Stunde hatten die Hülfebringenden zu gehen, bis sie auf der Stelle, wo das Schiff zunächst lag, ankamen. Der inzwischen hell gewordene Tag erlaubte jetzt auch schon eine genauere Umschau. Das gestrandete Schiff lag auf dem Steinriff und die rollenden Wogen hatten schon einen beträchtlichen Theil davon losgerissen und Bretter und Balken bis auf das Land geschleudert. Eine Rettung desselben war daher unmöglich. In dem Tauwerk der Masten, die aus dem Wasser hervorragten, saßen aber ange-

bunden zwei Menschen, die sich dahin geflüchtet hatten, während die übrige Schiffsbesatzung nur zu wahrscheinlich schon den Tod gefunden haben mußte, da man auf dem Lande keine Spur von Menschen entdeckte. Die Sonne ging so eben hellstrahlend an dem kalten Morgen auf, als Gundula gerade auf der Stelle, wo das Wrack kaum einhundert und fünfzig Schritte entfernt lag, angekommen war. Ihr scharfer Blick erkannte sogleich in dem Einen der auf dem Maste sitzenden Menschen, der fortwährend mit einem Tuche winkte, den Schiffer Hinrich Wulf, den Geliebten ihres Herzens. Es war ein Gefühl der Freude, aber zugleich auch des heftigsten Schreckens, was in diesem Augenblick so gewaltsam auf das sonst starke junge Fischermädchen eindrang, daß alsobald sie auf die Knie niedersank und, die Hände zum Gebet faltend, in die Worte ausbrach: „Das ist ja der Schiffer Hinrich Wulf, der da sitzt. Oh mein Gott, laß ihn gerettet werden.“ Die Nachricht, daß der Schiffer Hinrich Wulf, der Sohn des allbekannten, reichen Rheders und Kaufherrn Niclas Wulf in Rostock, dort im Maste angebunden sitze, verbreitete sich rasch unter den herbeieilenden Warnemündern. Auch der alte Wegner, der inzwischen in der Begleitung Slüters herangehumpelt kam, so schwer ihm das Ge-

hen in dem tiefen Schnee auf seinen Stelzfüßen auch immerhin ward, wie auch mehrere andere Männer erkannten jetzt den Schiffer ganz deutlich. Schnell traten nun die älteren Leute zusammen, um zu berathen, wie die Schiffbrüchigen gerettet werden könnten. Die größte Eile war dabei eine dringende Nothwendigkeit, denn jede Minute Verzögerung durfte Gefahr bringen, da sehr leicht die nächste Woge schon die schwachen Trümmer des Wracks auseinanderreißen konnte. Zwar war der alte Herr Niclas Wulf als harter Feind aller Anhänger der neuen Lehre bekannt und hatte persönlich Slüter, wie besonders auch den Schiffer Bradhering und den Schiffsbaumeister Willgaß auf das Bitterste gekränkt, aber der Eifer aller dieser braven Männer, jetzt seinem Sohne die Rettung aus der Todesangst zu bringen, ward nicht im Mindesten dadurch verringert, im Gegentheil sogar noch gesteigert, wenn dies überhaupt noch nöthig gewesen wäre.

Diese Rettung war jedoch bei der noch immer sehr hochgehenden See ein schwieriges, ja selbst gefährliches Unternehmen, das sahen bald Alle ein. Mit einem Boote von der Warnow-Mündung aus sicher zu rudern, war sehr zweifelhaft, denn theils schien es noch immer mißlich, ob die Brandung es schon ge-

statte, daß solches auslaufe, theils ging wenigstens eine Stunde, wenn nicht mehr, damit hin, bis solches bei dem Wrack anlangen konnte, und daß dieses noch so lange Zeit zusammenhalten würde, glaubte Niemand. Auf Anordnung des alten Wegner, der abermals die Oberleitung führte, da man seiner Erfahrung das Meiste zutraute, mußten jedoch mehrere jüngere Männer in größter Schnelligkeit nach der Mündung der Warnow zurücklaufen, um den abermaligen Versuch zu wagen, von dort aus mit einem Boote in die See und so nach dem Wrack hinzurudern.

Auf dem Lande band man nun einen Stein an ein Tau und versuchte, solchen dem im Mast sitzenden Wulf zuzuwerfen, damit er dann sich und seinen Gefährten, der ein schwedischer Schiffsjunge zu sein schien, dadurch an das Land ziehen lassen könne. Der Versuch mißglückte aber, trotz der angestrengtesten Bemühungen, da die Entfernung für die Kraft eines Wurfes zu groß war und auch der Wind den Stein stets seitwärts trieb und ein richtiges Werfen verhinderte. Und doch drängte die Gefahr, denn von Minute zu Minute rissen die Wellen immer größere Stücke vom Wrack ab und immer tiefer senkte sich schon der Mast mit den beiden Männern.

Da das Wasser hier flach war, so ordnete der alte Wegner jetzt an, daß eine Reihe von kräftigen Männern, jeder in der Hand einen starken Stock als Stütze haltend und durch Taue mit einander verbunden, eine Kette in das Meer hinein bilden sollten, damit der Vorderste sich auf diese Weise dem gestrandeten Fahrzeuge nähern könne. Es war ein höchst beschwerliches und überaus gefährliches Wagstück, bis fast an die Brust in die eisigen Wogen zu steigen und doch fanden sich sogleich einige dreißig ältere und jüngere Warnemünder dazu bereit. Da die Vordersten in dieser Kette das Meiste wagen mußten und am Leichtesten von der Brandung umgerissen werden konnten, so wurden die kräftigsten und muthigsten Seeleute dazu genommen. Den ersten, folglich auch den gefährlichsten Platz nahm sogleich Fritz Ohlsen als Ehrenplatz für sich in Anspruch. Laut betend warfen alle Frauen sich jetzt trotz Sturm und Schnee auf die Knie, mit erhobener Stimme sprach Slüter den Segen der Kirche über die wackeren Männer aus, die so kühn das eigene Leben wagen wollten. Es war ein herzerhebender und doch wieder beängstigender Anblick, wie die Reihe dieser Retter, Schulter an Schulter gedrängt, um den Leib durch ein starkes Tau mit einander verbunden, mit beiden

Händen den Stab zur Stütze auf den Grund stoßend, mit langsamen, bedächtigen Schritten in die gischenden Wellen der Brandung eindrang. Wiederholt wurden Einzelne von den Wellen umgerissen oder glitten auf den schlüpfrigen Steinen aus und verschwanden auf Augenblicke ganz unter dem Wasser, wurden aber von ihren Gefährten vermittelst des um den Leib gewundenen Gurtes sogleich wieder herausgerissen und auf die Beine gestellt.

Jetzt war der Vordermann, Fritz Ohlsen, schon bis an die Brust ins Wasser gekommen und ein weiteres Vorrücken unmöglich, da er ohnehin sich kaum aufrecht halten konnte. Er stand jetzt aber auch dem Wrack bis auf fünfzig bis sechszig Schritte nahe und so konnte der Wurf gelingen. Einigemal verfehlte der an den Strick gebundene Stein das Ziel, endlich aber gelang es der Kraft und Geschicklichkeit des Werfers, solchen so zu schleudern, daß der im Mast sitzende Hinrich Wulf ihn auffassen konnte. Ein allgemeines Freudengeschrei erhoben jetzt alle am Ufer stehenden Menschen, denn nun war die Rettung der Schiffbrüchigen leichter zu bewerkstelligen. Mit dem zugeworfenen Strick konnte ein starkes Tau an das gestrandete Schiff befestigt werden, mit dessen Hülfe dann die beiden in Lebensgefahr schwebenden Männer

an das Land gezogen wurden. In äußerster Spannung der Seele, gefoltert von der Hoffnung, daß die Rettung des Geliebten gelingen würde, und wieder von quälender Angst des Mißerfolges, hatte Gundula bisher betend, etwas seitwärts von den übrigen Beterinnen, auf den Knien gelegen. Als sie vernahm, daß der Wurf endlich gelungen sei, überstrahlte helle Freude ihr gebleichtes Gesicht und der feste Entschluß entstieg ihrer Brust, das, was Fritz Ohlsen jetzt für sie gethan hatte, ihm niemals wieder zu vergessen. Obgleich Hinrich Wulf in seinem Maste vor Kälte beinahe erstarrt war, gelang es ihm doch, das Tau so zu befestigen, daß es festhielt. Er band nun den fast besinnungslos gewordenen Schiffsjungen, der nicht mehr Kraft besaß, sich selbst mit den Händen festzuhalten, mit dem Leib daran fest, die am Lande befindlichen Warnemünder zogen nun mit kräftigem Ruck an und mitten durch die Wogen und den Gischt der Brandung ward der Junge glücklich an das Ufer gezogen, wo er freilich in einem völlig bewußtlosen Zustand ankam. Doch ein neues Unglück war dabei geschehen. Der Strick, welchen Hinrich Wulf mit seinen erstarrten Händen wohl nicht fest genug an das Ende des Mastes angebunden haben mochte, war bei dem Anziehen abgeglitten und so die Verbindung des

Wracks mit dem Lande abermals gestört. Und dabei waren die vorhin im Wasser gestandenen Männer von der Kälte so erstarrt und von der äußersten Kraftanstrengung, den Wellen Widerstand zu leisten, so erschöpft, daß es für die Mehrzahl von ihnen geradezu unmöglich hielt, diesen so ungemein gefährlichen Gang zum zweiten Mal zu unternehmen. Die größte Eile aber war geboten, das Wrack schwand immer mehr und schon die nächste Minute konnte den Mast mit dem sich daran festklammernden Hinrich Wulf in das Meer versinken lassen. Ein Bild des Schmerzes, starr und bleich vor Entsetzen, stand Gundula da, der Uebergang von der sichersten Hoffnung, daß der Geliebte gerettet werden würde, bis zu dieser plötzlichen Hoffnungslosigkeit, daß dies nicht mehr geschehen könne, war ein zu großer, so daß selbst die Standhaftigkeit dieses starken Mädchens dadurch auf das Tiefste erschüttert werden mußte.

„Es geht nicht anders, Leute, wir müssen versuchen, eine neue Kette zu bilden und abermals in die See einzudringen," riefen der alte Wegner und noch mehrere ältere Lootsen dem Haufen der Warnemünder zu.

Aber nicht die frühere, freudige Bereitwilligkeit fand diese jetzige Aufforderung. Der lange Aufent-

halt in dem eisigen Wasser hatte zu erschöpfend auf Körper und Seele gewirkt und die sonstige Thatkraft vernichtet. Auch faßten manche Weiber mit Angstgeschrei und verzweifelnden Gebehrden ihre Männer um Hals und Arme, ja umklammerten sogar deren Knie und beschworen sie, nicht noch ein Mal solchen gefährlichen Gang, der selbst ihr Leben kosten könne, sicherlich aber ihre Gesundheit untergraben würde, zu unternehmen. So belief sich die Zahl der Männer, die sich bereit erklärten, auf's Neue eine Reihe in das Meer hinein zu bilden, auf kaum zwanzig größtentheils jüngere, unverheirathete Matrosen. Dies war aber für den beabsichtigten Zweck entschieden eine zu geringe Anzahl. An ihrer Spitze stand wieder Fritz Ohlsen, obgleich der wackere Jüngling schon so mitgenommen war, daß er sich kaum noch auf den Füßen zu halten vermochte.

In ihrer Verzweiflung alles Andere vergessend, stürzte Gundula auf ihn zu, ergriff seinen Arm und ihn etwas bei Seite führend, sprach sie mit vor innerer Erregung bebender Stimme hastig die Worte: „Fritz, ich habe Dich immer für einen wahren Freund von mir gehalten und fühle auch innige, schwesterliche Zuneigung für Dich. Der Schiffer Hinrich Wulf da auf dem Wrack ist aber mein heimlich Verlobter und

ich liebe ihn aus vollem Herzen. Hilf ihn retten, und für mein ganzes Leben lang werde ich es Dir mit heißem Danke lohnen."

Als der junge Matrose diese Worte des von ihm selbst so heiß geliebten Mädchens vernahm, da zuckte ein jäher Schmerz durch sein stolzes Herz, denn er erkannte, daß seine eigene Liebe für immer eine vollständig hoffnungslose sein würde. Aber nur einen Augenblick zauderte er, was er zu thun habe, dann stand in seiner Seele der Entschluß fest, seinen Nebenbuhler zu retten oder selbst bei diesem Bemühen unterzugehen.

„Sei ruhig, Gundula, ich rette Dir den Schiffer oder gehe selbst zu Grunde," sprach er leise zu dem in Thränen vor ihm stehenden Mädchen und rief dann seinen Gefährten mit kräftiger Entschlossenheit zu:

„Frisch, Ihr Jungens, noch einmal in's kalte Wasser hinein. Wir müssen, koste es, was es wolle, auch den Schiffer Wulf retten. Gerade heute, wo der Herr Magister Slüter bei uns weilt, wäre es eine doppelte Schande für uns, wollten wir nicht das Alleräußerste wagen. Wir müssen uns die Taue fest um den Leib binden und daran gegenseitig zu

halten suchen, so können wir Wenigen schon ziemlich weit in das Wasser hineingehen."

„So ist's recht, mein Junge, einen besseren Seemann, wie Du, hat es in ganz Warnemünde noch niemals gegeben! Das sag ich, der alte Claus Wegner," jubelte dieser.

Mit rascher Gewandheit ließ sich Fritz Ohlsen jetzt ein Tau an seinen Leibgurt festbinden, was ein starker, rüstiger Matrose, in der Entfernung von drei Schritt folgend, hielt, und diesem folgte in gleicher Entfernung wieder ein dritter und vierter und so weiter. So konnten auch diese zwanzig kühnen Seeleute schon eine Kette von einigen vierzig Schritten hinein in das Meer bilden. Noch gefährlicher als vorhin war aber jetzt ihre Bestrebung, eine noch straffere Anspannung aller Muskeln erheischte sie, da ja die gegenseitige Unterstützung entfernter und somit schwächer ward. Besonders die Vordersten an der Spitze waren hart gefährdet und wurden mehr als einmal von den Wogen umgerissen, kamen aber, Dank sei es ihrer Kraft und Behendigkeit, stets wieder aus dem Wasser zum Vorschein. In athemloser Spannung und lautloser Stille sahen Alle am Lande wieder dem Beginn dieser Männer zu, die so bereitwillig

ihr Leben auf das Spiel setzten, um ihrer Nächstenpflicht zu genügen.

Jetzt war Fritz Ohlsen wieder auf dem Platze angekommen, von wo aus er das Tau werfen mußte. Die riesigen Anstrengungen der letzten Stunden hatten sichtbar die Kräfte des sonst herkulischen Mannes schon erschöpft. Zweimal holte er zum Wurfe mit aller Anstrengung aus, stets aber verfehlte er das Ziel und der Stein am Strick erreichte den Mastkorb nicht. Zum dritten Mal zog er ihn zurück und rief dann seinem Hintermann zu: „Halte fest, Jochen, ich muß stark ausholen, um gut zu werfen. Diesmal muß der Wurf gelingen."

Wohl war auch der Wurf gelungen, der Stein am Strick fiel neben dem im Maste sitzenden Schiffer dicht nieder und konnte somit von Letzterem schnell ergriffen werden. War aber auch der Wurf gelungen, so hatte der Werfende selbst ihn büßen müssen! Von dem Ausholen beim Schleudern des Steines glitt er auf dem Boden des Meeres aus und eine unglücklicher Weise in demselben Augenblicke stark anrollende Welle warf ihn vollends um. Im Falle riß er seinen Hintermann, der ihn am Tau festhalten wollte, mit sich um und nur mit großer Mühe ward dieser von seinen nächsten beiden Nachfolgern an dem Stricke fest-

gehalten und wieder aus dem Wasser herausgeholt. Bei Fritz Ohlsen gelang dies nicht mehr, der Gurt, den er um den Leib trug, war durch die Macht des Sturzes zerrissen, es hielt ihn nichts mehr und so war er der Gewalt der Wellen rettungslos preisgegeben. Mit starrem Entsetzen sahen die Zuschauer am Lande, daß sein Kopf noch einmal ungefähr zehn Schritte von der Stelle, auf der er anfänglich gestanden hatte, auftauchte, dann rollte die nächste Woge abermals über ihn hin und der stets zurückziehende Zug der Wellen zog ihn mit in die See hinein. Er hatte den Tod gefunden und nicht einmal den leblosen Körper gab das Meer zurück, sondern begrub ihn für immer in seinem kühlen Bett.

Wohl waren die Warnemünder Männer in ihrem steten Seeleben an dergleichen unglückliche Ereignisse gewöhnt, aber dies schnelle Ende des kühnen, edelherzigen Jünglings ergriff doch Alle mit tiefem Schmerz, der sich bei vielen Frauen durch lautes Weinen und Schluchzen Luft machte. In starrer Verzweiflung rief Gundula Wegner aus: „Ich bin seine Mörderin, auf meine Bitten hat er sich in diese Gefahr gestürzt, für immer wird sein Tod meine Seele schwer belasten." Mit ernster Würde aber trat Slüter an das Mädchen heran und die Worte des Trostes

und der Beruhigung, und wie sie sich vollkommen frei von jeglicher Mitschuld an diesem durch Gottes unerforschlichen Rathschluß herbeigeführten Unglücksfall fühlen könne, verfehlten nicht, ihre lindernde Wirkung auf ihr so sehr geängstigtes Gemüth auszuüben.

Es war aber für die Männer am Strande keine Zeit zum müßigen Klagen, vielmehr mußten sie rasch handeln, wenn der Schiffer Hinrich Wulf vom Maste des Wracks noch gerettet werden sollte. Kaum einige Fuß ragte dieser noch aus dem Wasser empor und es war zu erwarten, daß schon die nächste Woge ihn mit dem darauf sitzenden Menschen fortreißen könne. Dazu schien Wulf von Kälte, Hunger und sonstiger Anstrengung schon so weit entkräftet zu sein, daß er nur mit äußerster Mühe das ihm am Stricke zugeführte Tau sich um den Leib befestigen konnte. Endlich war ihm dies gelungen und er vermochte nun an Strand geholt zu werden, auf den er besinnungslos gezogen wurde. Von mehreren kräftigen Männern ward der Bewußtlose ebenso, wie der gerettete Schiffsjunge, der auch noch nicht wieder zu sich gekommen war, nun eiligst nach Warnemünde hineingetragen, um dort durch Reiben und Einflößen von warmem Branntwein zum neuen Leben erweckt zu werden. Kaum war übrigens Hinrich Wulf an das Land ge-

zogen, so riß eine Woge das Wrack vollends auseinander und auch der Mast versank in das Meer. Nicht fünf Minuten mehr hätte die Rettung verzögert werden dürfen und sie wäre unmöglich gewesen. In demselben Augenblick aber, als die beiden Geretteten fortgetragen werden sollten, langte der alte Ohlsen, der inzwischen bei dem Versuch, ein Boot auszusetzen, thätig gewesen war, auf dem Platze an. Als er den Tod seines geliebten Sohnes, der stets sein freudiger Stolz gewesen war und die Stütze seines Alters sein sollte, erfuhr, da füllten sich wohl für einen Augenblick seine Augen mit Thränen, aber schnell faßte er sich wieder und solche mit der verkehrten, durch rauhe Arbeit hart gewordenen Hand trocknend, sprach er mit männlicher Würde die Worte: „Der Herr hat ihn mir gegeben, der Herr hat ihn genommen. Gepriesen sei sein Name immerdar. Ist mein Fritz doch als ein braver Seemann bei der Rettung seines Mitmenschen gestorben. Dies schon muß mich trösten.“

Gerührt über diese erhabene Seelengröße und wahre Frömmigkeit eines schlichten Warnemünder Lootsen in seiner groben Jacke von rauhem Wollenzeug, faßte Slüter dessen Hand mit warmem herzlichen Druck. In überströmendem Gefühl aber sprach Gundula:

„Was ich mein ganzes Leben hindurch für Euch thun kann, das soll gewiß geschehen, Ohlsen, und habt Ihr einen braven Sohn verloren, so will ich, soviel ich kann, mich bestreben, ihn Euch zu ersetzen." Gar widerstrebende Gefühle bestürmten das Herz des jungen Mädchens in diesem Augenblick und in die jubelnde Freude über die Rettung des Geliebten träufelte der gerechte Schmerz über den Tod des treuen Freundes, dessen heiße Liebe zu ihr sie in letzter Zeit wohl geahndet haben mochte, gar bittere Wermuthstropfen.

Der noch immer bewußtlose Hinrich Wulf ward jetzt in das Haus von Wegner, der sich dies ausdrücklich ausgebeten hatte, zur Widerbelebung und Pflege getragen, während ein anderer Schiffer den schwedischen Schiffsjungen zu sich nahm. Der Zustand des Schiffers war übrigens ziemlich gefährlich und es zeigte sich auch, daß ein Theil seines Fußes erfroren war. Hier war eine schleunige ärztliche Hülfe sehr geboten, und da inzwischen das Wetter sich mehr aufgeklärt hatte, so ließen die Rostocker Gäste ihre Schlitten anspannen, um zur Stadt zurückzufahren und dem alten Herrn Niclas Wulf die Kunde zu bringen, daß sein Sohn Hinrich Schiffbruch gelitten und unter welchen Umständen dies geschehen sei.

Wie es aber gekommen, daß der Schiffer jetzt auf einem kleinen schwedischen Fahrzeug sich befunden habe, wußte keiner der Anwesenden zu erklären und sein Zustand selbst war noch immer der Art, daß er keine Antwort hierüber ertheilen konnte.

Es war ein herzlicher Abschied, den Slüter jetzt von den scheidenden Rostocker Freunden, denen er zuletzt noch das heilige Abendmahl ertheilt hatte, nahm. „Auf baldiges Widersehen, Herr Magister Slüter, und möge mein graues Haupt nicht in die Grube fahren, bevor ich Euch nochmals als wohlbestallter Prediger an unserer Kirche zu St. Petri begrüßt habe," sprach noch in herzlichem Tone der schon greise, ehrwürdige Schiffsbaumeister Willgaß, und einen gleichen Wunsch hatten auch dessen Gefährten.

Nach der Abfahrt der befreundeten Städter ertheilte Slüter nun das Abendmahl den meisten Warnemündern, die darum nachsuchten, und es waren nur sehr Vereinzelte, die sich von dieser heiligen Handlung ausschlossen.

Da der Wind sich jetzt so weit gelegt hatte, daß man mit den Böten in das Meer segeln konnte, so rüsteten sich alsbald auch die meisten Seeleute, alt wie jung, nach dem Wrack zu fahren, um zu versuchen, was davon noch zu bergen sein mochte. Es

war zwar eine schneidende Kälte eingetreten und somit die Arbeit im Wasser sehr beschwerlich, allein nach solchen Hemmnissen durften diese abgehärteten Fischer nicht fragen. Galt es doch vielleicht, reichen Bergelohn zu verdienen, und die armen, von der Stadt Rostock ohnehin schon mit harten Abgaben belasteten Strandbewohner mußten einen redlichen Verdienst, und mochte solcher auch noch so schwer sein, aufsuchen, wo sie nur konnten. So entschloß sich auch der alte Wegner, so gerne er sonst in der Gesellschaft Slüters geblieben wäre, am Nachmittag im Boote nach dem Wrack zu fahren und an der Bergung mit Theil zu nehmen. Der Wind trieb jetzt viele Planken und Bretter des gestrandeten Schiffes, dann auch Tonnen mit gesalzenen Fischen an das Vorgebirge der Stolteraa und es galt nun, sie schnell auf dem Lande in Sicherheit zu bringen, bevor die Wellen sie wieder in die See zurückspülten.

Im dem Boote Wegners befand sich auch sein steter Kumpan bei allen solchen Fahrten, Ohlsen, der Vater des Ertrunkenen. Es litt den alten Mann, der in gefaßter Weise den weiteren geistlichen Zuspruch Slüters empfangen hatte, jetzt nicht mehr im stillen, engen Zimmerlein, sondern trieb ihn mit Macht hinaus auf die See, dort in angestrengter Thätigkeit

Zerstreuung von seinem tiefen Schmerze zu suchen. Mochte er auch vielleicht in seinem Innern die leider getäuschte Hoffnung nähren, bei dieser Arbeit auch die Leiche seines Sohnes, die etwa von der See mit ausgespielt sein konnte, zu finden.

Im engen Kämmerlein des alten Wegner lag inzwischen auf dem Lager, welches Slüter die letzte Nacht inne gehabt hatte, der gerettete Hinrich Wulf. An seiner Seite saßen im tiefen eifrigen Gespräch über religiöse Gegenstände Slüter und Gundula, und diese lauschte begierig den Belehrungen des Ersteren. Nach längerer Betäubung war der Gerettete, dem man vielen heißen Branntwein eingeflößt hatte, wieder zur vollen Besinnung erwacht. Sein erster Blick traf Gundula, die voll banger Sorge am Kopfende seines Lagers stand, und wie eine Erscheinung aus einer besseren jenseitigen Welt erschien ihm ihr Bild. Hatte Hinrich Wulf, trotz seiner fast zweijährigen Entfernung, doch dem Mädchen seine feste Treue bewahrt und ihr Andenken ihn immer auf allen seinen Fahrten begleitet. In voller Freude seines Herzens wollte er bei diesem so unverhofften Anblick aufjubeln, als er rechtzeitig erkannte, daß die Geliebte nicht allein im Zimmer sei, sondern noch eine andere Person, in der er bald den ihm bekannten Magister Slüter er-

kannte, sich ebenfalls darin befand. So unterdrückte er denn gewaltsam den Ausbruch seines Gefühles und bedankte sich mit zwar sehr matter, aber dabei doch ungemein herzlicher Stimme für die Rettung seines Lebens und die sorgsame Pflege, die ihm jetzt zu Theil ward. Er erzählte auch, daß das gescheiterte Schiff der schwedische Schooner „Odin“ gewesen und er als Passagier mit an dessen Bord gefahren sei, weil das Fahrzeug, was er zuletzt geführt, in Gothenburg Winterlager halte und einer gründlichen Reparatur bedürfe, und er den Winter habe gerne in der Heimath zubringen wollen. Der Schiffer und fünf Matrosen des Schiffes waren bei der Strandung von den Wellen über Bord gerissen und ertrunken und nur Hinrich Wulf und der Schiffsjunge gerettet worden.

Die Ermattung des Geretteten war aber so groß, daß er bald wieder in den festen Schlaf der Wiedergenesung versank. Flößte auch sein sonstiger Zustand weiter keine Besorgnisse ein, so mußte doch der erfrorene Fuß stets noch mit Umschlägen versehen werden; ein Geschäft, in welches sich jetzt Gundula mit dem Magister Slüter theilte, da alle Uebrigen durch ihre verschiedenen Arbeiten in Anspruch genommen

wurden und die Frau Wegner die mannigfachen Hausgeschäfte besorgte.

Die Frau schien nebenbei im Innern ihres Herzens gar nicht sonderlich zufrieden damit zu sein, daß der gerettete Schiffer gerade in ihrem Hause Obdach gefunden hatte. Nur die strenge Weisung ihres Mannes, dem sie hierin nicht zu widersprechen wagte, konnte sie dazu bewegen, diese Aufnahme zu gestatten. Das Benehmen ihrer Tochter Gundula beim Fortsegeln des Schiffers vor zwei Jahren hatte schon damals ihr Mißtrauen erweckt und ihren Unwillen erregt und manche Anzeichen seitdem sie nur noch darin bestärkt, daß diese eine tiefere Neigung für den stattlichen jungen Mann gefaßt haben müsse. Und nun gar deren überströmendes Gefühl bei den letzten Vorfällen, ihre Verzweiflung, als das Leben Hinrichs gefährdet schien, ihre Freude, als solcher endlich gerettet an das Ufer gezogen wurde.

Mit scharfem Auge hatte Frau Wegner dies Alles beobachtet und wiederholt mit strenger Mißbilligung ihr graues Haupt dazu geschüttelt. „Wo soll das hinaus? — wozu das führen? Die Dirne setzt sich am Ende gar etwas in den Kopf und das wäre ein Unglück für sie, ja für uns Alle. Ehe der hochmüthige Herr Niclas Wulf es zugeben sollte, daß

sein Sohn eine Warnemünder Fischertochter heirathete, müßte gar Vieles geschehen, und ich glaube, die Warnow flöße leichter bis nach Rostock zurück, als daß solch unerhörtes Ereigniß eintrete. Ja freilich, wenn er wüßte, was ich weiß, dann möchte sein Stolz sich wohl mindern und er solche Schwiegertochter weniger verächtlich aufnehmen. Aber das ist ja mein Geheimniß und wird und muß es für alle Zeiten bleiben, dafür habe ich ja damals im Kloster zum heiligen Grabe in Doberan den schwersten Eid, den nur ein Mensch zu leisten vermag, geschworen," sprach sie halblaut vor sich hin, mitunter schwer und in tiefem Nachdenken seufzend und sich auf den niedern Holzschemel setzend und den Kopf mit der rechten Hand stützend, als wollte sie somit die bangen Sorgen, die sie drückten, sich erleichtern.

Es war überhaupt in den letzten Tagen eine gar auffallende Veränderung mit der Frau Wegner vorgegangen und ein heftiger innerer Kampf schien in ihr zu herrschen. In entschiedenem Widerspruch mit ihrem Manne und ihrer Tochter Gundula, die seit Slüters erster Predigt in Rostock sogleich auf das Lebhafteste von deren Inhalt angezogen wurden und bald zu den eifrigsten Anhängern der neuen Lehre gehörten, war die Frau bisher stets dem alten Glauben zugethan

geblieben. Ihr vielfacher Verkehr im Dominikaner-Kloster zu St. Johannis, wo sie mit die hauptsächlichste Fischlieferantin war, mochte wohl viel zu dieser Hinneigung zum Katholicismus mitbeigetragen haben. So war ihr auch die Herkunft Slüters nach dem Flecken und nun gar dessen Beherbergung in ihrem eigenen Hause äußerst unangenehm gewesen und sie hatte, so weit sie vermochte, Alles aufgeboten, besonders Letzteres zu verhindern. Allein sie wußte, daß sie hierbei doch nicht bei ihrem Manne durchdringen würde und daß, wenn er ihr auch sonst, wie es sich in jedem Haushalte geziemte, gerne die Leitung aller häuslichen Angelegenheiten überließ, in allen Sachen des Glaubens jedoch seine Festigkeit eine unbedingte und, wenn er gereizt wurde, auch sein Zorn ein überaus heftiger war. So fügte sie sich denn seufzend in das Unabänderliche. Und dieser von ihr so ungern erwartete und so widerwillig aufgenommene Slüter hatte schon in den ersten Stunden seiner Anwesenheit einen fast überwältigenden Eindruck auf das Gemüth der Frau ausgeübt und ihr unbedingtes Vertrauen zu erwerben verstanden. Als sie aber gar erst seine Predigt vernommen und deren milden, versöhnenden, wahrhaft christlichen Inhalt mit den finsteren, gehässigen, Alles verdammenden Predigten der Dominikanermönche, oder

gar mit dem mechanischen, gedankenlosen Geplärre des nur zu oft halbnüchternen Pfarrers am Orte selbst, verglichen hatte, da war es ihr plötzlich, als fielen die dichten Schuppen, welche bis dahin sie an der richtigen Erkenntniß der Wahrheit verhindert hatten, von ihren inneren Augen, und die reine hehre Lehre Luthers ward in ihrer ganzen Größe von ihr erkannt. Von dem Tage an war auch Frau Wegner eine treue Lutheranerin geworden. Dieser Zwiespalt der neuen Zukunft mit ihrer früheren Vergangenheit drückte sie aber innerlich und es war ihr peinlich, fortan den Verkehr mit ihren früheren Gönnern und Freunden, den Mönchen in Rostock, meiden zu sollen. Trug doch die langjährige Gewohnheit und der für sie bequeme und einträgliche Verkauf der Fische in den Klöstern viel mit dazu bei, daß sie solche bei ihren häufigen Fahrten nach der Stadt vorzugsweise gerne besucht hatte. So etwas sollte und mußte fortan aufhören; dies fühlte sie selbst und ihre Stimmung ward gerade bei diesem Gedanken nicht aufgeheitert.

Es lag überhaupt manches Unklare in dem Wesen der Frau Wegner und ein tiefer Zwiespalt ging durch ihr Inneres, wozu auch wohl ihre frühere Vergangenheit etwas mitbeitragen mochte. Ganz abweichend

von den übrigen Mädchen des Ortes, die beinahe nie ihre Heimath verließen, hatte Frau Wegner, die eine elternlose Weise war, in ihrer Jugend einige Jahre als Jungmagd in der angesehenen adligen Familie von Rühlfeind auf Roggenthin unweit Doberan gedient. Manches mochte sie wohl dort sich angewöhnt und gelernt haben, was für ihren späteren Stand als Fischersfrau sich nicht so recht passen wollte. Auch bald nach ihrer Verheirathung mit ihrem jetzigen Manne hatte sie auf zwei Jahre ihren Hausstand wieder aufgeben und abermals in die Fremde gehen müssen. Ein gewaltiger Sturm hatte, gleich im ersten Jahre ihrer Ehe, die Wogen der Ostsee weit über das Land getrieben und ihr kleines Häuschen mit sammt seinem ganzen Inhalte vernichtet, so daß sie selbst nur mit vieler Mühe das nackte Leben zu retten vermochten. So war das junge Ehepaar gleich zu Bettlern geworden und mußte von Neuem sich ein Obdach zu erwerben suchen. Der Mann, dessen kühner Sinn ihn überhaupt wohl in die Ferne zog, nahm wiederum Dienste auf einem hansiischen Schiff und focht bei dieser Gelegenheit die berühmte Seeschlacht bei Bornhöft gegen die Dänen mit, aus welcher er dann als beinloser Krüppel wieder nach Hause zurückkehrte. Seine Frau, die bald

ihre Niederkunft erwartete, fand ein Unterkommen bei der Schwiegertochter ihrer früheren Herrschaft, die ein stolzes Schloß unweit Dobberan bewohnte und nun ebenfalls bald ihrem Wochenbette entgegensah, um dort nöthigenfalls als Amme dienen zu können.

Ueber zwei Jahre war das Ehepaar von einander getrennt gewesen, als Wegner endlich auf seinen Krücken wieder nach Warnemünde heimkehrte. Im Besitz einer verhältnißmäßig großen Summe Geldes, die den Wiederaufbau eines anderen Hausstandes gestattete, ein fast zweijähriges Töchterlein von großer Schönheit und Zartheit, die den Namen Gundula in der Taufe erhalten hatte, auf dem Arm, empfing ihn hier seine Ehefrau.

Fortan lebten Beide nach schlichter Leute Art fleißig und in steter angestrengter Arbeit, und kamen somit allmälig zu einem für die dortigen Verhältnisse bescheidenen Wohlstand. Namentlich die Frau konnte als Muster des Fleißes und der Tüchtigkeit gelten. Dabei schien sie aber oft von einer gewissen inneren Unruhe gefoltert zu werden, hatte manche Tage, in denen sie förmlich menschenscheu war und sich gleichsam absichtlich überarbeitete, um ihre körperliche Ermüdung zu steigern und dadurch Ruhe zu finden.

Sehr verschieden war zumal auch ihr Benehmen

gegen Gundula. Sie verzog solche mitunter, sah ihr Alles nach und wollte sie nicht an die harte Arbeit im Boote gewöhnen, die doch sonst jedes fleißige Mädchen des Ortes unausgesetzt treiben mußte. Hierbei stieß sie aber auf den entschiedenen Widerspruch ihres Mannes, der mit Strenge darauf hielt, daß seine Tochter, so sehr er sie sonst auch liebte, ebenso wie alle andern Warnemünder Töchter arbeiten mußte. Auch Gundula war selbst viel zu vernünftig, um bei sich eine Ausnahme machen zu wollen. Im Gegentheil sogar, sie war unermüdlich thätig, begleitete den Vater, so oft sie nur konnte, beim Fischfange auf das hohe Meer und galt stets als eine sehr ausdauernde Ruderin und geschickte Handhaberin von Segel und Netz im ganzen Orte. Nur beim eigentlichen Verkauf der gefangenen Fische in Rostock und deren Feilbieten betheiligte sich Gundula eigentlich niemals und hierin stimmten ihre Wünsche mit denen ihrer Eltern, die das junge, blühend schöne Mädchen ebenfalls nicht gerne den mancherlei Unannehmlichkeiten des Handels in der Stadt aussetzen wollten, auch vollkommen mit überein.

Im schroffen Gegentheil zu dieser häufig versuchten Verzärtelung behandelte Frau Wegner ihre Tochter mitunter wieder jähzornig und dann auch

wohl spöttisch oder gleichgültig und zeigte ihr fast nie die innige wahre Liebe, die eine Mutter doch immer gegen ihr Kind empfinden soll. Die natürliche Folge solcher ungleichmäßigen Behandlung war, daß schon von Kindheit an Gundulas Herz sich immer mehr von der Mutter ab- und dem Vater zuwandte. Für Letzteren hegte sie die größte Verehrung und freute sich stets, wenn sie mit ihm allein im leichten Boote weit auf das Meer hinaussegeln konnte, um die Netze auszuwerfen und die behenden glänzenden Fische zu fangen. Wie liebte dafür aber auch der alte Wegner sein anmuthiges Töchterlein und mit welcher inneren Zartheit behandelte er, der rauhe, verwetterte Seebär, dasselbe stets. Es herrschte ein ganz eigenthümliches, fast poetisch zu nennendes Verhältniß zwischen Beiden, wie man es so leicht wohl nicht wieder in Warnemünde traf.

So waren die Zustände im Wegner'schen Hause bis zu diesem so überaus verhängnißvollen Novembertag des Jahres 1525, dessen Verlauf wir unseren Lesern hier etwas umständlicher zu schildern versuchten, beschaffen.

Drittes Kapitel.

Die öffentliche Verlobung des Schiffers Hinrich Wulf. Vater und Sohn.

Das große hochgieblige, mit allem Luxus, wie man ihn nur irgend kannte, reichgeschmückte Haus des Handels- und Rathsherrn Niclas Wulf zu Rostock war fast unausgesetzt auch im letzten Jahr wieder mehr ein Sitz des Aergers und Trübsinnes, als der Freude und des Lebensgenusses gewesen. Gar manche Hiobsposten liefen daselbst ein und mehr als einmal hatte Herr Niclas Wulf seine Stirn in gar finstere Falten gezogen, wenn ein Schreiben ihm eine sehr böse Nachricht überbrachte oder ein Besuch in seine Schreibstube eintrat, dessen Stimme schon im Voraus eine üble Botschaft verkündete. In Handel und Wandel waren in dieser unruhigen Zeit wiederholt nicht geringe Verluste vorgekommen und es bedurfte der

fortwährenden Thätigkeit und großen Geschäftsgewandtheit des alten Herrn, daß er sein Haus stets durch die vielen gefährlichen Klippen, die es bedrohten, noch so ziemlich glücklich durchzuführen und wenigstens dessen Ansehen in allen ferneren Handelsplätzen, mit denen er im Verkehr stand, bisher ungeschwächt zu erhalten wußte. Freilich hatte die Geschäftsbilanz des letzten Jahresschlusses ein bedeutendes Deficit, statt, wie sonst gewöhnlich, einen ziemlich beträchtlichen Gewinn, gezeigt und die eiserne, eingemauerte Geldtruhe in des Handelsherrn geheimstem Gemach barg jetzt schon manche tausend Goldgulden weniger, als in den früheren Jahren gewöhnlich der Fall gewesen. Und welch unwilliges Gebrumm mußte oft der alte graue, vielfach erprobte Obergesell Claus in der vorderen Schreibstube äußern, wenn er die lange Ziffernreihe in seinem dritten, in Schweinsleder eingebundenen Rechnungsbuche zusammenzog und sich nun abermals unwiderleglich überzeugte, daß auch dies oder jenes soeben abgeschlossene Geschäft statt des gehofften Gewinnes wiederum einen mehr oder weniger bedeutenden Verlust ergeben hatte. Es hätte dem alten griesgrämigen Obergesellen eigentlich ziemlich gleichgültig sein können, ob die Handlung Gewinn oder Verlust brachte, denn er selbst war persönlich nicht damit be-

theiligt und sein festes Gehalt ging unverändert fort, allein er war ein treuer Diener seines Herrn und das Wohl oder Wehe des Geschäftes kümmerte ihn weit mehr, als das seines eigenen Ichs.

Und dabei war es, als ob Herr Niclas Wulf trotz der unruhigen Zeit und des wilden Kriegsgetümmels in den nordischen Reichen, die jeden gedeihlichen Handel dahin beinahe unmöglich machten, seinen Geschäftsverkehr eher noch zu vergrößern als einzuschränken gesonnen war, obgleich man dies bei einem so klugen, umsichtigen Mann, für den er allgemein galt, kaum hätte erwarten sollen. Eine innere Unruhe, ein geheimes Bangen und Sorgen schien über den alten Kaufherren gekommen zu sein, und es wollte seinem vertrauten Obergesellen mitunter fast dünken, als ob er sich nur deshalb jetzt so gewaltsam in das eifrigste Geschäft stürze und Tag und Nacht nur in seinem Arbeitskloset weile, um über neue Speculationen zu brüten, damit er einen inneren Kummer, der ihn gar tief drücken mußte, dadurch wie gewaltsam übertäube. So hatte Niclas Wulf jetzt sein uns bekanntes Schiff, „der Greif von Rostock", der freilich noch immer seinen jungen Führer Hinrich Wulf entbehren mußte, sogar bis nach Hispanien mit einer Ladung Stockfische geschickt, um von dort süßen Wein wieder mit heim-

zubringen, was für eine so waghalsige, weitaussichtige Unternehmung damals galt, wie solche ein fürsichtiger Handelsherr in einem deutschen Ostseehafen eigentlich nicht gerne zu unternehmen wagte. Andere Fahrzeuge, die ihm eigen gehörten oder doch von ihm beladen waren, segelten mit vielen Tonnen von dem weit und breit berühmten Rostocker Bier schwer beladen nach Bergen, dort den durstigen Nordlandskehlen einen stets willkommenen guten deutschen Trunk zu bringen. Dabei lagen wieder neue stattliche Schiffe für Rechnung des Wirk'schen Hauses auf dem Helgen der Schiffswerfte zu Rostock, und der Handelsherr hatte sich als künftige Schiffer dafür streng katholische Seeleute von der Wesermündung kommen lassen. Hatte er es sich doch fest vorgenommen, keinen ketzerisch gesinnten Schiffer in seinem Dienst wieder zu beschäftigen und unter dem Seevolk in der Stadt selbst, ja an der ganzen mecklenburgischen Küste, konnte er jetzt schon keine strenggläubigen Männer mehr finden, in deren sonstige Tüchtigkeit er ein unbedingtes Vertrauen setzte. Sonst war es freilich ein am Strande unerhörtes Ereigniß, daß ein Rostocker Rheder sich die Mannschaft für seine Fahrzeuge aus der Fremde holte, da er doch eine genügende Auswahl brauchbarer Männer in der Stadt selbst finden konnte. Seit aber Herr

Niclas Wulf ein so eifriger Anhänger der streng papistischen Partei geworden war, hatte seine frühere Beliebtheit bei Allen, die am Strande oder auf dem Wasser ihre Beschäftigung fanden, gar gewaltig abgenommen, ja war sogar eher schon in das Gegentheil übergegangen. So anscheinend äußerlich gleichgültig dies auch dem reichen Handelsherrn zu sein schien und er mitunter sogar einen hochmüthigen Trotz darein setzte, diese ihm feindliche Gesinnung der Strandbevölkerung noch mehr zu verhöhnen, so wurmte und kränkte innerlich solche Veränderung doch seinen Ehrgeiz. Wenn früher Herr Wulf nur am Strande erschienen war, flogen die Lederkappen und Hüte der Strandfuhrleute, Hafenarbeiter, Bootsfahrer und Matrosen schon aus 10 Schritte Entfernung ehrerbietig vor ihm ab, freundliche Grüße wurden ihm überall geboten und das Schiffsvolk empfing nach seiner lärmenden Gewohnheit den angesehenen freigebigen Rheder oft mit einem weitschallenden dreimaligen Hurrah. Wie ganz anders war dies jetzt aber. Scheu und mürrisch gingen die Leute an ihm vorüber, ohne nur an die Kappen zu greifen, finstere Blicke traf er nur zu häufig, rohe spöttische Worte erschollen mitunter hinter ihm her, ja einige Male hatten die Schaarwächter einschreiten müssen, um ihn vor thätlichen Beleidigun-

gen halbangetrunkener Matrosen, denen er zufällig in den Weg gekommen war, zu schützen. Einen sehr unvortheilhaften Einfluß auf die ganze Gemüthsart des Niclas Wulf bewirkten alle solche Begebenheiten, die ihn innerlich tief kränkten, mit so stolzer Gelassenheit er sie auch äußerlich zu tragen schien. Er ward jähzorniger und härter gegen alle seine Untergebenen, als dies früher jemals bei ihm der Fall gewesen war, ja schien in besonders bösen Stunden sogar förmlich eine Art wilder Schadenfreude daran zu finden, solche Personen, von denen er wußte, daß sie ihm mißgesonnen waren oder gar zu der verhaßten lutherischen Partei gehörten, auf das Rachsüchtigste zu verfolgen und sie zu schädigen, wo und wie er dies nur vermochte. Hatte er doch einst sogar einer armen Wittwe eines Schiffers, der in seinem Dienst das Leben einbüßte, das langjährig bezogene Gnadengeld von 16 Mark lübisch plötzlich entzogen, bloß weil ihm die Kenntniß geworden, daß deren Sohn, ein junger Steuermann, zu den treuen Verehrern Slüters gehörte. Freilich im Geheimen empfing die alte bresthafte Frau dennoch aus dem Wulf'schen Hause so freigebige Gaben, daß ihr dieser Verlust mehr als reichlich dadurch ersetzt wurde. Ein guter Engel schien überhaupt in dem Hause zu walten, der auch seinen wohlthätigen Einfluß auf den zornmüthigen,

griesgrämigen Hausherrn selbst nicht verfehlte. Dies war Gold-Annchen, das von ihm so heißgeliebte Lieblingskind. Ihr sanfter Sinn milderte gar oft seine Rauhheiten, ihr beruhigendes Wort besänftigte seinen Zorn und mit überzeugender Rede wußte sie ihn fast immer zu beruhigen und manche Thaten, die er hart und übereilt begonnen hatte, zu einem gedeihlichen Ende zu führen. Es trat hierdurch oft ein seltsamer Zwiespalt in dem ganzen Benehmen des Kaufherrn ein, der mit dem festen, streng einheitlichen Wesen, welches er in früheren Jahren stets bewahrt hatte, in schroffem Widerspruch stand. War es überhaupt doch auch der Kummer um den Zustand der geliebten Tochter, der seinem jetzigen Thun und Treiben oft eine so große Hast und Unruhe aufdrückte und ihn mit zu diesen rastlosen, theilweise unüberlegten Spekulationen trieb, durch welche er, wie schon gesagt, förmlich den inneren Unfrieden, der ihn beherrschte, übertäuben zu wollen schien, oder hatte dies noch einen anderen Grund? Niemand, selbst sein alter Kassenführer Klaus, wußte es. Noch immer kränkelte Annchen an dem tiefen Leiden ihres Herzens, das Roth ihrer Wangen verblich immer mehr, und das früher in voller Jugendschönheit prangende Mädchen war in den letzten zwei Jahren so sehr verändert, daß man

es kaum wiedererkennen konnte. Das Andenken des schlauen Junkers Curt von Rühlfeind stand noch bei ihr in voller Kraft und sein Bild ruhte tief im innersten Grunde ihres Herzens. Und doch mußte sie von Tag zu Tag mehr die traurige Ueberzeugung gewinnen, daß ihre Liebe zu dem schönen, stattlichen, äußerlich mit so reichen Vorzügen des Geistes wie Körpers ausgestatteten Mann, nicht allein eine unglückliche, niemals zum gedeihlichen Ziele führende sei, sondern es war ihr auch das schwere Schicksal beschieden, die Erfahrung zu machen, daß sie die volle reine Hingebung ihres jungfräulichen Herzens an einen Unwürdigen verschenkt habe und der Mann, dem sie ihre ganze innere Ruhe geopfert, nicht bloß ein leichtsinniger, sondern geradezu ein verderbter, ruchloser Mensch sei. Zwar urtheilte die damalige Zeit über manche Verbrechen ungleich milder, als unsere Gegenwart dies thut, und Straßenraub und Stegritterthum, was jetzt mit Recht mit dem Zuchthaus bestraft wird, ward dem adligen Raubritter, wenn er sich nur nicht dabei erwischen ließ, wo er dann seine That freilich gar häufig mit dem Galgen büßen mußte, von seinen Kumpanen gar oft nur als eine kühne Ritterthat angerechnet und im Kreise der Genossen viel belobt. Auch ein Todschlag konnte leicht gesühnt werden, und

der erste beste Pfaffe verkaufte gern für einige Mark lübisch einen vollständig mit päpstlichem Brief und Siegel versehenen Ablaßbrief, der jedem Todtschläger, sobald er nur der Kirche mit Geld gebüßt hatte, alle Pforten des Paradieses öffnete. Wo das Tragen des Schwertes als ehrendes Zeichen des freigeborenen Mannes galt, da durfte man freilich nicht darüber erstaunen, daß solches auch gar häufig und oft bei sehr geringfügigen Veranlassungen gezückt wurde und Blutvergießen gewissermaßen zu den gewöhnlichen Ereignissen gehörte.

Was aber der Junker von Rühlfeind schon Alles in seinem noch so jungen Leben verübt hatte, das konnte Annchen, so gerne sie dies auch vielleicht gewünscht hätte, nicht als bloßen ritterlichen Uebermuth, wie er durch die Sitte der Zeit so leicht herbeigeführt wurde, entschuldigen. Und dabei war es ihr eigener Vater gewesen, der ihr selbst die unwiderleglichsten Beweise von der Schuld des Geliebten geliefert hatte. Der alte Niclas Wulf hatte bald einen begründeten Argwohn geschöpft, daß die plötzliche Veränderung seiner Tochter durch die Liebe zu einem Manne geschehen sein müsse, und darauf hin stellte er die eifrigsten Nachforschungen an, wem es gelungen sein könne, seinem holden Kinde die Ruhe und den Frie-

den des Herzens zu rauben. Besonders durch den Verrath der Gürtelmagd von Anna war es ihm bekannt geworden, daß dies ganz entschieden der Curt von Rühlfeind sein müsse. Es war eine schwere Stunde für den alten Herrn, als ihm die feste Ueberzeugung hiervon ward. Er kannte den Junker von Rühlfeind als einen liebenswürdigen und bei allen Turnieren, Gelagen in den Trinkstuben und Tanzfesten des Adels gern gesehenen jungen Mann, wußte aber zugleich auch, daß er ganz ohne Geld und Grundbesitz, im höchsten Grade leichtsinnig und überall tief verschuldet sei und wie so Viele seines Gleichen größtentheils vom Stegritterthum seinen Unterhalt gewinne. Einem solchen Manne konnte und durfte er sein geliebtes Kind niemals zur Gattin geben; das erlaubte schon sein Stolz als Inhaber eines der angesehensten Rostocker Kaufmannshäuser und Aeltester mit des vornehmsten Geschlechtes der Stadt nicht. Wie er aber nun durch sichere Freunde im Geheimen dem Lebenswandel des Junkers weiter nachforschen ließ, da erfuhr er immer mehr böse Dinge, die solcher nur in zu reicher Weise in dem Feldlager des Königs Christian von Dänemark verübt haben sollte. Wie aber das Gerücht bald mit ziemlicher Gewißheit behauptete, stand Rühlfeind gegenwärtig an der Spitze einer Bande

von wüsten Raubgesellen und heimathlosen Stegreifjunkern, die im südlichen Holstein ihr Wesen trieben und besonders den Handel der beiden Hansastädte Hamburg und Lübeck so arg schädigten, daß diese schon einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten. Zwar sollte dieser Anführer der Raubbande, der sich durch einen wilden Muth und große Körperkraft, zugleich aber auch durch seine rohe Grausamkeit, mit welcher er alle Gefangenen schonungslos behandelte, auszeichnete, im Gefecht stets ein schwarzes Panzerhemd und einen ebenso farbigen Helm mit tief heruntergehendem geschlossenen Visir tragen, so daß sein Gesicht noch niemals erkannt war, und doch bezeichnete die Fama Curt von Rühlfeind als solchen. Als Niclas Wulf alle diese Nachrichten über den bösen Ruf des Junkers gesammelt hatte, da rief er eines Abends seine Tochter in sein uns bekanntes Arbeitskloset und theilte ihr ohne Umschweife diese ganze Kunde mit. Starr, gleich einem Steinbilde, hörte Anna die Worte des Vaters, die wie ein scharfes Schwert bis in das Innerste ihres Herzens drangen, dort für immer die Todeswunde zurücklassend, mit an. Alle Farbe entwich ihrem Gesichte, blutlos wurden ihre Lippen, gebrochen und glanzlos fast der Blick ihres sonst so schönen und klaren Auges.

„Es ist nicht wahr! es kann und darf nicht wahr sein, was Ihr mir soeben gesagt habt, mein Vater," sprach sie endlich und klanglos kamen diese Worte zwischen den zusammengepreßten Lippen hervor.

„Da lies diese Briefe, meine Tochter, sie kommen von bewährten Handelsfreunden aus Hamburg und Lübeck und werden bestätigen, was ich Dir sagte, wenn Du mir vielleicht so nicht glauben solltest, obgleich ich stolz darauf bin, daß ich in meinem ganzen Leben mit meinem Wissen noch niemals eine Unwahrheit gesprochen habe," antwortete dieser mit großer Würde.

Mit zitternder Hand griff Anna nach den verhängnißvollen Papieren. Wenige Blicke genügten, um ihr die volle Wahrheit von dem, was ihr der Vater über den so heißgeliebten Mann mitgetheilt hatte, zu bestätigen. Die Briefe entglitten ihrer Rechten, sie fing auf dem Sessel an zu schwanken und bevor der bestürzte Vater sie in seinen Armen aufzufangen vermochte, stürzte sie mit dem erschütternden Schrei: „Für immer ist mein Glück vernichtet!" besinnungslos zu Boden. Eine tiefe Ohnmacht umfing die Sinne des armen Mädchens und es bedurfte längerer Zeit und der schärfsten Hausmittel, welche man bei solchen Fällen anwandte, bis der eiligst herbeigerufene

Hausarzt sie wieder daraus erwecken konnte. Das Mittel, welches der alte Herr in seiner kräftigen Weise zur Radikalkur der Tochter benutzen wollte, um diese Liebe mit ihren Wurzeln auszureißen, war für diese denn doch zu stark gewesen und warf sie lange Wochen auf schwerem Siechbett nieder. Als ihre Jugendkraft sie endlich wieder vom Krankenlager auferstehen ließ, da war ihr Frohsinn für immer vernichtet und eine so große Veränderung trat in ihrem Wesen ein, daß das früher so heitere Gold-Annchen kaum noch wieder zu erkennen war.

War sie freilich von jenen Unglückstagen an, in denen es der arglistigen Gewandtheit des Junkers von Rühlfeind gelang, mit dem süßen Gift der Liebe das bis dahin so unbefangene Herz des jungen Mädchens zu erfüllen, nur zu oft schwermüthig und in tiefen, trüben Gedanken versunken gewesen, so daß der besorgte Vater alle möglichen Zerstreuungen hervorsuchte, um ihren Trübsinn zu bannen, so war doch noch früher sehr häufig ein lichter sonniger Strahl der Hoffnung durch diese düstern Wolken, die ihr Gemüth umlagerten, gebrochen. Es gab doch noch Stunden, in denen ihr Inneres von der freudigen Zuversicht erfüllt wurde, daß die vielen Hindernisse, welche sie von dem geliebten Manne trennten, zuletzt fallen

dürften und ihr an seiner Seite als seine treue Ehegattin ein Leben des Glückes beschieden sei. Mit welchen verlockenden Farben, wie nur die wahre Liebe solche einem jungen Mädchen verleihen kann, hatte Gold-Annchen sich so oft diese wonnige Zukunft ausgemalt, und wenn ihr die Gegenwart ohne des Heißgeliebten Nähe so öde und düster erschien, so schwelgten ihre Gedanken in den schöneren Gebilden der desto glücklicheren kommenden Tage, wie die Phantasie ihr solche so herrlich schuf. Das Alles war nun vorbei! für immer vorbei! Der holde Traum einer glücklichen Zukunft war gänzlich vernichtet und kein heller Sonnenstrahl durchdrang mehr belebend die düstere Nacht der Träume, die für dies ganze fernere Erdenleben ihr Inneres tief umhüllte. Das Traurigste, was einem edlen jungen Mädchen nur geschehen kann, nämlich die feste Gewißheit erlangt zu haben, daß sie die volle Gluth ihrer ersten Liebe an einen gänzlich Unwürdigen verschwendet habe und der Mann, den sie innerlich so hoch gestellt, dem sie ihr ganzes Herz mit seinem reichen Inhalt geschenkt hatte, ein ehrloser Verbrecher, ja selbst ein vollkommener Bösewicht sei, der mehr wie einmal den Tod durch Henkershand verdiente, mußte das arme Annchen nunmehr in seiner ganzen Schwere empfinden. Wer kann die zahl-

losen Thränen des bittersten Schmerzes ermessen, die täglich, wenn sie in dem einsamen Kloset saß, was den Blick nach dem kleinen freundlichen Hausgärtchen hatte, aus ihren Augen flossen, und die schweren Gedanken ergründen, die sie in den vielen ruhelosen Stunden, in denen sie vergebens den Schlummer, diesen sanften Tröster des Unglücks, suchte, auf ihrem nächtlichen Lager marterten. Oft schien es ihr fast, als würde ihr die Kraft fehlen, auch fernerhin ihr schweres Leiden tragen zu können und zürnend drängte sich ihr die Frage auf, weshalb denn sie gerade es verdient habe, daß Gott der Herr ihr eine so schwere Prüfung auferlege und ob es nicht besser sei, wenn sie freiwillig ein Leben zu enden suche, was ihr der Leiden zwar noch viele, der Freuden aber keine einzige mehr in seinem ganzen ferneren Verlauf verbürge. Eine beinahe zu verlockende Sehnsucht fühlte Gold-Annchen in solchen finstern Stunden, auf dem kühlen Grunde der Warnow, die ihre Vaterstadt umfloß, zu ruhen und fast gewaltsam trieb es sie manchmal dazu, durch einen raschen Sprung in deren Wellen ihrem Leiden für dieses Erdenleben ein schnelles Ende zu machen. Aber nur auf kurze Frist konnte solcher böser Dämon das Gemüth der armen Gequälten beherrschen, ihre wahre Frömmigkeit, ihr tiefinnerer Gottes-

glaube überwand bald wieder jede solche Versuchung zum Verbrechen des Selbstmordes. Von innerer Reue zerknirscht, warf sie sich dann vor dem Bilde der Jungfrau Maria, welches den Ehrenplatz in ihrem Kloset einnahm, auf die Knie, dort im langen inbrünstigen Gebet Vergebung für die Sünde eines solchen Gedankens, wie Ruhe für ihr gemartertes Herz zu erflehen.

Tagtäglich besuchte sie schon in kaum grauender Morgendämmerung, wenn noch in den Straßen der alten Stadt Rostock die größte Ruhe herrschte und der lärmende Verkehr des Tages noch nicht erwacht war, die Frühmesse in der nahen Kirche zu St. Marien, und weder der eisige Wintersturm, der nur zu oft den Schnee während der Nacht zu so hohen Wällen um die Kirche zusammengeweht hatte, daß die einzelnen spärlichen Besucher der Messe zu so früher Tageszeit sich oft nur mit Mühe den Weg dadurch zu bahnen vermochten, noch der stärkste Regenguß konnte sie von diesem frommen Beginn ihres Tagewerkes abhalten. Kehrte sie doch immer getrösteter und beruhigter wieder aus dem Gotteshause in ihre Wohnung zurück.

Bei dem religiösen Sinn der Zeit war es ganz natürlich, daß Gold-Annchen bei so schwerer Bedräng-

niß ihrer Seele den größten Trost und Beruhigung bei ihrem Beichtvater aufsuchte. So kam denn der Pater Rothstein jetzt häufiger denn je in das Wulf'sche Haus und war ein ziemlich regelmäßiger täglicher Besucher desselben geworden, der zuerst die Tochter sprach und dann gewöhnlich auch noch ein halbes Stündlein zum alten Herrn in dessen Arbeitsstübchen kam. Hatte der schlaue Pater es doch so einzurichten gewußt, daß er bei seinen steten Besuchen immer einen großen Becher mit warmem Würzwein, aus dem die darin schwimmenden Gewürznelken und die gerösteten Brodschnitte gar so verführerisch dufteten, und dazu einen kräftigen Morgenimbiß von dem, was der Markt gerade Gutes bot und die Schiffe des Handelsherrn aus der Ferne mitgebracht hatten, vorgesetzt erhielt. Dabei konnte der leckere Mönch denn so recht behaglich plaudern und unter dem Schein größter Uneigennützigkeit den alten Kaufherrn immer tiefer in seine selbstsüchtigen Pläne hineinzuziehen suchen. Und nur zu oft gelang ihm dies und es konnte mitunter so scheinen, als sei die sonst so starke Willenskraft des Niclas Wulf in der letzten Zeit so gebrochen worden, daß er den Rathschlägen des arglistigen Dominikaners einen weit größeren Einfluß gewährte, als dies früher entschieden der Fall gewesen sein würde.

Freilich kamen auch häufig Fälle vor, wo der alte Herr den Pater Rothstein reden ließ, was er wollte, ihm geduldig und anscheinend zustimmend zuhörte und später doch ganz bestimmt seinem eigenen Willen folgte.

Bei Annchen fand hinsichtlich des Vertrauens, welches sie ihrem Beichtvater schenkte, ein eigenthümlicher, oft ziemlich starker innerer Widerspruch statt. Sie war von Kindheit an gewöhnt gewesen, das Ordenskleid eines Dominikanermönchs in hohem Grade zu ehren und besonders auch dem Pater Rothstein als ihrem mehrjährigen Beichtvater ihr ganzes Innere offen darzulegen, und von ihm die geistliche Vergebung jeder Schuld, die sie drückte, zu erbitten. So sehnte sie sich auch jetzt in ihrem schweren Leid gar oft nach seinem religiösen Beistand und legte ihm Alles, was ihr Gemüth bewegte, klar und offen dar. Und dabei konnte sie sich doch sehr oft eines gewissen Mißtrauens gegen denselben nicht erwehren, hatte vor seinem Charakter als Mensch keine allzu große Achtung, ja fühlte sich häufig weit mehr von ihm abgestoßen, als zu ihm hingezogen. Besonders die Gehässigkeit, die der Pater bei jeder Gelegenheit gegen ihren abwesenden Bruder durchscheinen ließ und sein sichtliches Bestreben, diesem die Liebe des Vaters wie der Schwester zu entziehen,

erregte den Unwillen des Mädchens. Anna hatte ihren kühnen, männlichen Bruder Hinrich von Kindheit an mit bevorzugender Liebe in ihr Herz geschlossen gehabt, seine viele und langandauernde Abwesenheit oft gar schmerzlich entbehrt und stets das Bestreben gefühlt, dem Fernen, vorzüglich bei dem Vater, der oft mit seinem ganzen Thun und Treiben sich nicht recht zufrieden zeigte, ein besonders gutes Andenken zu erhalten.

So war dies jetzt auch wieder oft der Fall gewesen, wo der alte Niclas Wulf über die letzte Theilnahme seines muthigen Sohnes am Gefecht vor Drontheim, seine dabei erhaltene schwere Verwundung und dadurch herbeigeführte lange Abwesenheit von der Vaterstadt, sich mitunter unwillig und verdrießlich aussprach. Solchen Unwillen aber noch möglichst zu schüren und im Geheimen und allmälig das Herz des Vaters gegen den Sohn immer mehr zu entfremden, war das unablässige Bemühen des Paters. Mit großer Geschicklichkeit operirte er dabei und wußte hauptsächlich auch durch allerlei heimliche Einflüsterungen und so wie zufällig angebrachte Verläumdungen und lügenhafte Nachrichten bei dem Alten den Verdacht anzufachen, ob sein Sohn auch wohl noch immer ein streng rechtgläubiger Katholik und nicht vielmehr heimlich von den schändlichen Irrlehren des

Lutherthums angesteckt sei. Er wußte, daß es keinen sichereren Weg gebe, stets den heftigsten Zorn des Vaters gegen Hinrich zu erregen, wie diesen als Ketzer zu verdächtigen. Oft schien es schon dem Pater, als seien seine heimtückischen Pläne geglückt und der alte Handelsherr hege Zorn gegen Hinrich, als dann plötzlich wieder, wenn er im Stillen schon über seine Erfolge sich freute, die Liebe des Vaters zu dem stattlichen Sohne gar gewaltig durchbrach und er dessen Kraft und Männlichkeit mit warmen Worten pries. Dann zuckte wohl ein böses Lächeln über das wohlgenährte Gesicht des Paters und aus seinem tiefliegenden Auge schoß ein gar rachsüchtiger Blick, und wenn er auch scheinbar dem alten Herrn Recht gab, um ihn nicht durch offenen Widerspruch noch mehr zu reizen und vielleicht gar in seiner Meinung zu befestigen, so nahm er sich doch fest vor, seine Bestrebungen, ihn mit seinem Sohne zu entzweien, zu verdoppeln.

Zu der gereizten, oft mit sich selbst unzufriedenen und innerlich uneinigen Stimmung, in welcher sich der Handelsherr jetzt immer häufiger befand, trug auch sein Verhältniß zu dem Rathsherrn Cordes nicht wenig mit bei. Er achtete und ehrte solchen zwar als klugen, thätigen und energischen Geschäftsmann und schätzte außerordentlich auch seinen streng katholischen

Glauben und den rastlosen Eifer, mit welchem er das lutherische Ketzerthum verfolgte, ohne jedoch die krummen Schleichwege und heimlichen Mittel, die er dabei verwandte, zu billigen. So wäre ihm der sehr reiche angesehene Rathsherr in mancher Hinsicht wohl ein ganz erwünschter Eidam gewesen und doch kam ihm gar oft das Bedenken, ob er einem Manne von solchem Charakter wohl das Glück seines theuren Kindes mit ruhiger Sicherheit anvertrauen könne. In einer schwachen Stunde nach einem großen Rathsherrnschmause, wo der viele Wein, der bei jeder Feierlichkeit in unmäßiger Weise getrunken ward, seine Sinne umfangen hielt, hatte er einst beim Gang nach Hause dem ihn begleitenden Rathsherrn Cordes die Hand seiner Tochter fest versprochen, ja dies Versprechen sogar durch einen Handschlag noch mehr bekräftigt. Bei Herrn Niclas hatte der gute deutsche Spruch: „Ein Mann, ein Wort!" noch seine volle Geltung, und so hielt er sich durch diesen Verspruch auch fest verbunden. Dabei quälte es ihn auf der andern Seite aber wieder sehr, daß er seine Tochter ohne ihren Willen jetzt verlobt hatte, und wenn auch die Eltern die Kinder bei einer Verheirathung in damaliger Zeit selten allzuviel nach deren Neigungen fragten, so hatte Niclas Wulf für sein Gold-

Annchen doch eine zu zärtliche Liebe, um sie gegen ihren Wunsch zu verehelichen. Daß sie aber den Rathsherren Cordes, gegen den sie eine tiefinnere Abneigung hege, nun und nimmermehr zum Ehegemahl nehmen werde, hatte Letztere schon wiederholt erklärt. So war denn der Vater durch sein übereiltes Versprechen in nicht geringe Verlegenheit gerathen, aus der er sich nicht so recht zu retten vermochte. Vor der Hand konnte er das Andrängen des Rathsherrn nach einem feierlichen und öffentlichen Verlöbniß, wie es bei den angesehenen Geschlechtern in der Stadt Brauch war, noch mit Hinweis auf den kränkelnden Gesundheitszustand seiner Tochter hinhalten und so hoffte er, daß allmälig dieser durch die entschiedene Abneigung Annchens, die sie ihm ganz unverhohlen bei jeder passenden Gelegenheit zeigte, von seinen Absichten auf deren Hand aus eigenem Antriebe zurücktreten werde. Freilich schien bis jetzt nur äußerst geringe Hoffnung hierzu zu sein, denn Rathsherr Cordes beachtete die unfreundlichen Gefühle seiner zukünftigen Braut gegen ihn nicht im Mindesten, sondern fuhr mit unveränderter Geduld fort, den galanten Courmacher gegen sie zu spielen und ihr alle zarten Aufmerksamkeiten, die man in jenem Jahrhundert nur kannte, zu widmen. Was hingegen

dabei in der Tiefe seines Herzens vorging, konnte Niemand ermessen.

So waren die Verhältnisse in dem äußerlich so stattlichen und stolzen Wulf'schen Handelshause, auf dessen vielerkerigen, aus dem besten Material aufgeführten Bau manch Rostocker den Fremden mit patriotischem Stolz hinwies, als Zeichen des gediegenen Wohlstandes, der in den Mauern seiner Vaterstadt herrsche, wahrlich nicht erfreulicher Art und der Hausherr selbst stützte sein graues Haupt oft recht sorgenschwer, wenn er, in einsame Gedanken vertieft, allein in dem hochlehnigen Polsterstuhl seines Arbeitsstübleins saß.

Welche gar arge Täuschungen hatten seine hochfliegenden Pläne überhaupt schon erlitten. Er war denn auch an diesem kalten, stürmischen Novembertage in schwere Sorgen versunken daheim im warmen Zimmer, als seine Ruhe plötzlich durch einen lauten Wortwechsel draußen auf der Hausflur gestört wurde. Eine kräftige Männerstimme schien ganz bestimmt um den Einlaß in das Arbeitskloset des Hausherrn zu verlangen, während Jürgen, der alte vertraute Hausdiener, ihn sehr entschieden hiervon abzuhalten suchte. Es war für alte Dienstboten des Wulf'schen Hauses die bestimmte Weisung, in diesem Theile des großen

Hauses, den der Herr selbst bewohnte, unter allen Umständen die größte Ruhe zu erhalten und jeden fremden Besuch, der nicht schon im Voraus angemeldet oder ein für allemal als willkommen bekannt war, stets unnachsichtlich fern zu halten. So wollte denn auch der Rathsherr in zorniger Aufwallung den Grund dieser ungewöhnlichen Störung erforschen und bestrafen, als die Thüre trotz alles Abdrängens des Dieners fast gewaltsam aufgerissen wurde und die große breitschultrige Gestalt des Schiffsbaumeisters Willgaß ungestüm sich in das Zimmer drängte. Eine unerwartetere Erscheinung, wie gerade diesen Mann, hätte es für den Handelsherrn gar nicht geben können und das Erstaunen darüber ließ ihn in dem ersten Augenblick kaum zu Worte kommen. Er hatte in früheren Jahren mit dem ob seiner Tüchtigkeit an der ganzen deutschen Ostseeküste weit bekannten Schiffsbaumeister in sehr regem Geschäftsverkehr gestanden, alle seine Schiffe auf dessen Werft bauen lassen und auch sonst häufig und gern mit dem verständigen, bei der ganzen Strandbevölkerung hochgeachteten Mann gesprochen, bis dessen erklärter Beitritt zur lutherischen Partei plötzlich das ganze Verhältniß in schroffster Weise löste. Ja, von seiner Heftigkeit hingerissen, hatte der Handelsherr dem Schiffbauer einmal auf dessen eigenem Bauplatze

so ungeziemende Worte über sein Ketzerthum gesagt, daß dieser im Gefühl seiner beleidigten Manneswürde den Eiferer ohne Weiteres von seinem Eigenthum fortwies. So war zwischen diesen beiden stolzen und starren Männern seit über Jahresfrist die entschiedenste Feindschaft eingetreten und bei zufälliger Begegnung würdigte Keiner den Andern nur eines Blickes. Und dieser Handwerksmann wagte nun plötzlich und ohne weitere Förmlichkeiten in sein innerstes Privatgemach einzudringen.

„Ihr seid es, Meister Willgaß? — wie könnt Ihr es nur wagen, Euren Fuß über meine Schwelle zu setzen,“ rief der Hausherr mit dem zornigsten Erstaunen dem Eintretenden entgegen.

„Hat mir auch wahrlich genug Ueberwindung gekostet, in Euer Haus zu treten, Rathsherr Niclas Wulf, und nur die christliche Nächstenliebe, die wir Lutheraner stets zu befolgen uns bestreben, konnte mich dazu bewegen,“ antwortete der so Angeredete, indem er sich dabei den Schnee, der seine weite Schaube von dickem, blauem Friestuch dicht bedeckte, ohne Rücksicht um den dadurch gemachten nassen Fleck auf dem Fußboden, abzuschütteln suchte. „Komme soeben von Warnemünde und wollt Euch nur kurz melden, daß Euer Sohn Hinrich dort gestern Nachmittag mit einem

schwedischen Schooner vollständigen Schiffbruch gelitten hat. Er hat eine Nacht auf dem Wrack halb im Wasser sitzen müssen und wäre zweifelsohne ertrunken, wenn ihn nicht die braven Warnemünder Lootsen mit höchster Lebensgefahr aus der Brandung gerettet hätten. Der junge Steuermann Fritz Ohlsen, der einzige Sohn des alten Fischers Ohlsen, ist bei dieser wahrhaft christlichen That ertrunken. Euer Sohn Hinrich, der an den Füßen durch Frost argen Schaden erlitten hat und auch sonst stark mitgenommen ist, liegt jetzt noch im Hause des alten stelzfüßigen Fischers Wegner zur Pflege. Schiffer Bradhering und ich sind schon gestern Abend mit dem Schlitten von Warnemünde fortgefahren, um Euch, Rathsherr Wulf, diese Nachricht so bald als möglich zu überbringen. Der Schnee hatte aber alle Wege so stark zugeweht, daß wir in der Dunkelheit nicht durch die dichten Schanzen durchdringen konnten und die Nacht in Schutow bleiben mußten. Das ist der Grund, warum ich jetzt in Eure Stube so ungestüm eingedrungen bin. Nehmt's nicht für ungut, und damit Gott befohlen, Herr Wulf," mit diesen Worten wollte der Schiffsbaumeister sich wieder kurz umdrehen und das Gemach, wo er förmlich einen triefend nassen Platz von dem zerschmol-

zenen Schnee auf seiner Kleidung zurückgelassen hatte, augenblicklich verlassen.

Mit der höchsten Spannung hatte der Rathsherr diese Worte gehört und ein Ausdruck des Schreckens, dem bald wieder der der Freude über den geretteten Sohn folgte, belebte seine Züge.

„Mein Sohn, mein Hinrich mußte auf einem schwedischen Schooner Schiffbruch erleiden, war in so großer Lebensgefahr und ist nun, Gott sei es gepriesen, glücklich gerettet! Ich werde dem Hauptaltar der Kirche zu St. Marien sechs mannshohe geweihte Kerzen zum Dankopfer dafür widmen und im nächsten Frühling selbst eine Wallfahrt zum heiligen Muttergottesbild im Kloster zu Wilsnack antreten," rief er aus. „Aber setzt Euch, Meister Willgaß, dort auf dem Sessel, verschmähet einen kräftigen Morgenimbiß und einen Becher heißen Würzwein nicht und erzählet mir dann die näheren Einzelnheiten dieses Vorfalls," sprach er gleich darauf im freundlichsten Tone zu dem Schiffsbaumeister, diesem die Rechte zum Händedruck entgegenstreckend.

Seine Hand fand aber kein Entgegenkommen und mit ernstem Ausdruck antwortete der Meister: „Kann Eure Einladung nicht annehmen, Rathsherr Wulf, wie denn meines Bleibens in Eurem Hause überhaupt

niemals länger sein wird, als es die äußerste Nothwendigkeit erfordert. Ihr habt gewagt, meine Bürgerehre zu schmähen, und bevor Ihr mir dafür auch auf gleichem Platze nicht eine öffentliche Abbitte gethan habt, kann fürder keine Gemeinsamkeit mehr zwischen uns walten.“ Mit diesen Worten verließ er festen Schrittes das Gemach.

Das Gemüth des alten Wulf war jetzt durch die so eben empfangene Nachricht zu erschüttert, als daß er über diese trotzige Zurückweisung von Seite des stolzen Schiffsbaumeisters in solchen Zorn ausgebrochen wäre, wie er ihn sonst ohne Zweifel darüber empfunden haben würde. Ein Gemisch der verschiedensten Gefühle bewegte jetzt seine Brust, doch überwog zuletzt die Freude, daß sein Sohn Hinrich, den er im Grunde seines Herzens eigentlich weit mehr liebte, als er dies oft selbst eingestehen mochte, gerettet und im nahen Hafenort in Sicherheit sei, alles Andere. Sogleich übrigens, trotz Sturm und des wieder heftiger gewordenen Schneegestöbers nach Warnemünde zu fahren, sich persönlich von dem Zustande seines Sohnes zu überzeugen und wenn es sich machen ließe, diesen zur besseren Pflege ins Vaterhaus zu bringen, war jetzt sein fester Entschluß.

Mit leichtem, leisem Schritt, wie sie stets that,

trat alsbald Ännchen in das Zimmer des Vaters, um diesem seinen Frühtrunk zu credenzen, wie es seit dem Tode der Mutter ihre tägliche Gewohnheit war. Auf einer zierlich ausgeschnitzten großen Platte von braungebeiztem Eichenholz trug ihre Gürtelmagd einen Becher voll heißem Bier, das mit Honig gesüßt war, was nebst einigen Brodschnitten und einer Scheibe in Butter gebräunten Käse, immer das erste Frühstück des Handelsherrn bildete.

In hastigen Worten erzählte der noch fortwährend höchst aufgeregte Vater der gespannt lauschenden Tochter nun sogleich Alles, was er von dem Schiffsbaumeister so eben erfahren hatte. Von warmer Inbrunst getrieben, warf diese sich alsbald auf die Knie, um Gott dem Herrn für die Rettung des geliebten Bruders ihr heißes Dankgebet zu bringen und solchen auch ferner der Fürsprache der heiligen Jungfrau anzuempfehlen, dann sprach sie den dringenden Wunsch aus, den Vater bei seiner Fahrt nach Warnemünde begleiten zu dürfen. Obgleich dieser seiner Tochter anfänglich solchen Begehr mit Hinweisung auf die vielen Schwierigkeiten der Winterreise auszureden suchte, willigte er doch bald in deren Mitnahme ein.

Ein derber Holzschlitten, dicht mit Stroh gepolstert und mit vielen dicken Wolldecken und einem reichen

Vorrath von Pelzwerk zur warmen Einhüllung versehen, stand in kurzer Frist zur Aufnahme von Vater und Tochter bereit vor der Thüre des Wulf'schen Hauses. Vier kräftige Hengste, das Geschirr reich mit Schellen behangen, schnaubten davor und schienen schon im Stande zu sein, den Schlitten selbst durch die ärgsten Schneewehen zu ziehen. Zum Schutz gegen die Wölfe, die in starken Rudeln oft bei solchem Unwetter aus den dichten Waldungen der Rostocker Haide in das Land brachen, ließ der alte Kaufherr nicht allein mehrere Schußwaffen in den Schlitten legen, sondern drei Knechte, jeder mit einem tüchtigen Faustrohr im Sattelhalfter, mußten zu Roß solchen begleiten. Auch einen guten Vorrath von Wein und stärkenden Lebensmitteln ließ Annchen vorsorglich mit verpacken, um dem Bruder gleich bessere Nahrung zuzuführen. So ausgerüstet und in dichte Radmäntel mit Kapuzen gehüllt, konnten die Reisenden schon die Fahrt nach dem Hafenort antreten.

So tief mit Schnee verweht waren oft alle Wege und Stege, daß, trotz der muthigen Hengste vor dem leichten Fuhrwerk, die Fahrt über sechs Stunden dauerte und die frühe Dämmerung des düsteren Novembertages schon eingebrochen war, als sie endlich Warnemünde erreichten und, von Ungeduld getrieben,

nach dem Wegner'schen Hause eilten. Ein überraschender Anblick ward ihnen, als sie in die kleine niedere, durch eine spärlich brennende Thranlampe nur matt erhellte Stube traten. Auf einem zwar reinlichen aber dürftigen Bette lag Hinrich, an dessen Kopfende aber saß ein junges Fischermädchen von eigenthümlicher Schönheit. Es war Gundula, welche die Pflege des vom heftigen Fieber befallenen Seemannes mit unermüdlichem Eifer bis jetzt besorgt hatte. Am Fußende des Lagers stand aber, als dem Auge des alten Rathsherrn der verhaßteste Anblick, den er nur finden konnte, der Magister Joachim Slüter. Durch das tobende Unwetter bisher an der Rückkehr nach Güstrow verhindert und dadurch in Warnemünde zurückgehalten, hatte dieser sich in die Pflege Hinrichs mit Gundula getheilt, da der alte Wegner, vom heftigen Reißen in den Gliedern befallen, gelähmt in einem andern Kämmerlein lag und selbst der steten Wartung seines Weibes bedurfte.

Fast wäre Herr Niclas Wulf wieder zurückgeprallt, als er sich so plötzlich dem aus Rostock her wohlbekannten und bitter gehaßten Vorkämpfer der Reformation in Mecklenburg gegenüber befand.

Auch dieser erkannte auf den ersten Blick den Rathsherrn, da er wußte, daß solcher mit als ein

Hauptführer der papistischen Partei hauptsächlich seine Vertreibung aus Rostock bewerkstelligt hatte.

Mit der milden Würde, die das ganze Wesen des Magisters Slüter in so hohem Grade veredelte, sprach er sogleich zu dem fast verblüfft in der Thüre stehen gebliebenen Niclas Wulf:

„Tretet näher, Rathsherr Wulf, und erfreuet Euch Eures Sohnes, den Gottes unerschöpfliche Gnade und seiner Mitmenschen wahrhaft christliche Nächstenliebe erst gestern aus der höchsten Todesgefahr gerettet haben. Zwar umfängt ein hitziges Fieber augenblicklich noch seinen Leib und hat seine klare Besinnung gelähmt, doch es ist die gegründetste Hoffnung vorhanden, daß die Wiedergenesung bald kräftig eintreten werde."

„Aber wie kommt Ihr, der Magister Slüter, hierher nach Warnemünde an das Bett meines kranken Sohnes? Habt Ihr sein Siechthum vielleicht dazu benutzen wollen, um ihn zu Eurem verruchten Ketzerthum zu bekehren? Lieber möge sein Leib schon jetzt auf dem Grunde des Meeres, wo solches am Tiefsten ist, ruhen, als daß seine Seele der ewigen Strafe des Fegefeuers für den Abfall von dem alleinseligmachenden Glauben, den der heilige Vater in Rom verkündet, verfallen sei," brauste der jähzornige alte Wulf

auf, dem die Gegenwart des so tief verhaßten Slüters jede ruhige Besonnenheit und Rücksichtsnahm gänzlich geraubt zu haben schien.

„Der Herr vergebe Euch Eure lieblosen Worte, denn Ihr scheint nicht zu wissen, was Ihr sprecht, Rathsherr Wulf. Mich konnte Eure blinde Wuth nicht verletzen, denn über solchen Vorwurf stehe ich zu hoch. Da ich aber mit dem Vater an dem Lager seines kranken Kindes keinen ärgerlichen Streit beginnen will, so werde ich jetzt das Gemach, so lange Ihr darin weilet, nicht wieder betreten. Möge Euer Ausgang ein freudigerer sein, als Euer Eintritt ein freundlicher war!" Mit diesen, in ernstem, würdevollem Tone gesprochenen Worten schickte der Magister Slüter sich an, das Zimmer zu verlassen.

Ein dankbarer Blick aus den Augen von Anna, die noch hart an der Thüre stand, lohnte seine Selbstbeherrschung, die jeden ärgerlichen Streit jetzt vermieden hatte. Und obgleich auch ihr, der frommen und strenggläubigen Katholikin, das Wirken Slüters und dadurch auch unzertrennlich mit seiner Persönlichkeit nur verabscheuungswürdig erscheinen konnte, so trieb ihr echt weibliches Dankgefühl sie fast unwiderstehlich dazu, seine Hand zu ergreifen und mit zwar leisen, aber warmen Worten zu sagen: „Vergebt dem Vater

seine Heftigkeit, die durch mancherlei Unruhe veranlaßt wurde, und nehmt den innigen Dank der Schwester für Alles, was Ihr an ihrem Bruder gethan habt." Zwar wußte die Jungfrau, daß ihr Beichtvater, der Pater Rothstein, ihr eine strenge geistliche Buße dafür auferlegen würde, wenn sie ihm in der wöchentlichen Ohrenbeichte das Geständniß gemacht, daß sie einem so verruchten Ketzer wie Slüter freiwillig die Hand gereicht und freundliche Worte mit ihm gesprochen hatte, und dennoch vermochte sie augenblicklich nicht anders zu handeln.

Da auch Gundula wie von innerer Scheu getrieben, mit einem gleichsam ängstlichen Blick auf den alten grimmigen Handelsherrn, leise aus dem Zimmer geschlüpft war, so befanden sich jetzt Vater und Tochter allein an dem Lager des kranken Hinrich.

Mit Mühe jedoch nur schien dieser seine Angehörigen genau zu erkennen, so wild tobte noch immer das Fieber in seinem Innern. Zwar warf er einen wie fragenden Blick auf den Vater und der Ausdruck seines Auges, mit dem er die Schwester betrachtete, schien voll Zärtlichkeit zu sein, wie er auch verlangend die Rechte nach ihr ausstreckte und einige Male mit matter Stimmung sprach: „Vater — Schwester Anna — wie freut es mich so sehr, Euch jetzt sehen zu können."

Bald aber brach er dann von Neuem wieder in heftige Fieberphantasien aus. Er schien auf dem Hinterdeck eines kämpfenden Schiffes zu stehen und feuerte seine Mannschaft mit kräftiger Rede zum kühnen Angriffe an, war dann aber auch plötzlich wieder in Sturm und Unwetter und gab Befehle, um eine Strandung wo möglich zu verhindern. Mitten aber zwischen allen solchen aufgeregten Worten rief er dann wie verlangend den Namen von Gundula Wegner aus, versprach ihr Liebe und Treue und schwor, sie nicht verlassen zu wollen, wenn sie auch nur ein niederes Warnemünder Fischermädchen sei und wie sein Vater solche Heirath wohl niemals billigen werde.

Stillbetend kniete Anna jetzt am Lager des Bruders, während der Vater mit einem finsteren Ausdrucke die letzten Reden seines Sohnes angehört hatte.

„Es sind dies eigentlich nur leere Phantastereien, die das Fieber aus seinem kranken Gehirn hervorpreßt, allein ganz ohne Grund scheint der Junge den Namen Gundula doch nicht so häufig zu nennen. Wenn ich nicht irre, ist dies die Tochter des alten Fischers Wegner, in dessen Hütte wir uns jetzt befinden. Sollte der Hinrich sich schon früher in die

hübschen Augen der Dirne vergafft haben? Es wäre nicht ganz unmöglich, da er schon vor einigen Jahren wiederholt mehrere Wochen hier am Orte sich aufhielt. Nun, wir wollen dem Dinge bald auf den Grund kommen und ist dies erst geschehen, der Liebschaft ein schnelles Ende mit Schrecken zu machen trachten. Das fehlte mir gerade jetzt noch, daß der Hinrich, mit dem ich ganz andere Pläne habe, sich in einen ärgerlichen Liebeshandel mit einer Fischerdirne hier einließe," murmelte er im Tone des höchsten Verdrusses. Schon wollte er mit hastigen rauhen Worten Gundula selbst darnach fragen, ob sie darum wisse, daß sein Sohn Hinrich ihren Namen so oft genannt habe, und nur mit Mühe konnte Annchen ihn von solchem Vorhaben zurückhalten.

Da die nur für Matrosen eingerichtete Schenke unterster Art, die sich damals in Warnemünde befand, dem Rathsherrn unmöglich ein Obdach für die Nacht gewähren konnte, auch sonst nirgends ein halbwegs behaglicher Unterschlupf zu finden war, so sah sich dieser genöthigt, im Pfarrhause um ein Nachtlager zu bitten, was ihm der dort befindliche Pater des Dominikanerordens auch sehr gerne bewilligte. Anna erklärte, sich nicht vom Lager des kranken Bruders trennen zu wollen, und ließ sich daneben mit den

Decken und Pelzen aus dem Schlitten eine Ruhestätte bereiten.

Was aber der Rathsherr von dem Dominikanermönch über die letzten Vorgänge im Orte erfuhr, diente dazu, seinen Grimm gegen Slüter und dessen ganzes Treiben womöglich noch mehr zu steigern. In der gehässigsten, vielfach übertriebensten Weise schilderte der Pater das hiesige Auftreten des Magisters, seine im Freien gehaltene Predigt, sein Ertheilen des Abendmahles und den fluchwürdigen Einfluß, den solch verruchtes Treiben auf die ganze Ketzerbrut hier im Flecken geäußert habe. Als einen der eifrigsten Ketzer nannte er aber den stelzfüßigen Fischer Wegner und dessen Tochter Gundula, die ihre glatte Gesichtslarve nur zur Verführung der Männer benutze und eigentlich von Rechtswegen schon längst die härteste Kirchenbuße verdient habe. Und in solcher Ketzerhöhle lag jetzt sein Sohn Hinrich krank darnieder, ja schien sogar eine Liebe für die Tochter gefaßt zu haben.

Es war deshalb am nächsten Morgen der feste Entschluß des alten Wulf, seinen Sohn sogleich nach Rostock mitzunehmen, und doch sah er bald ein, daß dies ganz unmöglich angehen würde. Dessen Fieberzustand hatte sich in der Nacht eher noch verschlim-

mert, als gebessert, und so war ein Transport im offenen Schlitten bei den noch immer stark verschneiten Wegen entschieden unausführbar. In dem Hause des Fischers Wegner und unter der Pflege von Gundula wollte er jedoch den Kranken unter keinen Umständen zurücklassen und so setzte er, trotz aller Bitten seiner Tochter Anna, mit rauher Entschiedenheit durch, daß seine eigenen Knechte diesen dicht in Decken gehüllt in die Wohnung des Pfarrers trugen, der sich schon im Hinblick auf die reiche Belohnung, die ihm der freigebige Kaufherr dafür unzweifelhaft zufließen ließ, sehr gerne zu solcher Aufnahme bereit erklärte. Daß Gundula hierher nicht dringen dürfe, wußte er. Dazu erklärte Anna sehr bestimmt, sie würde den schwerkranken Bruder auf keinen Fall verlassen, sondern zu dessen Pflege bis zu seiner Wiedergenesung in Warnemünde zurückbleiben. So ungern ihr Vater sich nun auch selbst von der geliebten Tochter trennte, so war es ihm in anderer Hinsicht wieder sehr erwünscht, diese zur besseren Beaufsichtigung Hinrichs hier zurücklassen zu können. Er empfahl ihr dabei besonders auch, strenge darauf zu achten, daß dieser von jeglichem Verkehr mit der ganzen Wegner'schen Familie, die als die eifrigsten Lutheraner ihm geschildert waren, fern gehalten würde. Da seine umfäng-

lichen Geschäfte ihm eine längere Abwesenheit von Hause nur schwer gestatteten, so fuhr der Kaufherr gegen Abend wieder nach der Stadt zurück, nicht ohne Sorge seine Kinder bei dem Dominikanermönch im Pfarrhause zurücklassend. So wie der Zustand Hinrichs dies nur irgendwie gestattete, wollte er diesen unter allen Umständen in sein eigenes Haus zu Rostock bringen lassen.

Durch seinen Diener hatte er übrigens dem alten Wegner zwei blanke Goldgulden als eine reiche Belohnung für die an Hinrich gewährte Gastfreundschaft und Pflege überbringen lassen.

Schon saß er im Schlitten und die vier schnaubenden Hengste davor wollten eben anziehen, als eiligen Laufes die Frau Wegner angestürzt kam.

„Halt, Rathsherr Niclas Wulf. — Hier nehmt das Gold wieder, welches Ihr schnöder Weise uns habt dafür anbieten lassen, daß wir christliche Barmherzigkeit an Eurem Sohn geübt. Bei Euch reichen Handelsherren in der Stadt mag es wohl Sitte sein, sich die Gastfreundschaft mit Geld bezahlen zu lassen, bei uns armen Strandbewohnern ist dies aber glücklicher Weise noch nicht der Fall. Ich war nur leider nicht zu Hause, sonst hätte ich Eurem Knechte, der solch schnödes Geld in unsere Wohnung brachte, die

blanken Dinger sogleich wieder an die Füße geworfen," rief sie, dabei vor die Pferde springend und mit dem Ausdruck tiefer Erbitterung dem überraschten Rathsherrn die zwei Goldstücke auf die Schlittendecke werfend.

„Behaltet das Gold, da Ihr es nun einmal angenommen habt. Solch Geld, was erst durch Eure ketzerischen Hände gegangen und verunreinigt ist, mag ich nicht mehr zurücknehmen," antwortete dieser, dem solche Scene auf offener Straße und Angesichts so vieler Fischer, die neugierig herbeigeeilt waren, die Abfahrt des wohlbekannten, angesehenen Rathsherrn aus der Stadt mit seinem stattlichen Gespann mit anzusehen, im höchsten Grade empört hatte, mit hochmüthig-zorniger Stimme, dabei die Goldstücke mit seinen Pelzhandschuhen verächtlich von der Decke fort auf die Straße schleudernd. Auf seinen befehlenden Zuruf ließ der Knecht den ungeduldig schnaubenden Rossen die Zügel schießen und, von einem Strang erfaßt, flog Frau Wegner mit jähem Ruck in den tiefen Schnee neben dem Wege.

Sie hatte bei dem Fall gerade keinen Schaden erlitten, aber bleich vor innerer Erregung war die Farbe ihres Antlitzes, als sie sich wieder erhob und drohend dem fortfahrenden Rathsherrn die Worte

nachrief: „Mögest Du Dich dereinst im tiefsten Kummer dieser Stunde erinnern, Niclas Wulf, da Du in frevelhaftem Hochmuth die, welche Deinem Kinde nur Gutes gethan hatten, auf das Schwerste kränktest."

Im hohen Grade von dieser ganzen Scene peinlich berührt, wollte Anna die Frau Wegner begütigen und ihr einige entschuldigende Worte darüber sagen, daß ihre Fortschleuderung in den Schnee nur durch einen unglücklichen Zufall verschuldet sei, allein ihre sanfte Rede fand bei der erzürnten Frau kein allzu großes Gehör. Unbeachtet blieben die blanken Goldstücke im Wege liegen, bis der Pater aus dem Pfarrhause sie mit lüsternen Blicken aufhob und vergnüglich einsteckte, indem er schmunzelnd vor sich hin murmelte: „Was macht's viel aus, wenn die blitzenden Dingerchen auch schon in schmutzigen Ketzerhänden gewesen sind. Ihren Dienst werden sie deshalb doch thun und manche große Kanne voll gutem Wein kann dafür durch meine Kehle rinnen. — Und nun dazu noch das reichliche Kostgeld, was der alte Vater für die Aufnahme von Tochter und Sohn mir zahlen wird. Wahrlich, es ist heute ein doppelt gesegneter Tag für mich, der es wohl verdient, daß ich dem heiligen Ambrosius dafür eine Dankmesse lese."

Am nächsten Tage, da die Wege einigermaßen

fahrbar geworden waren, verließ auch Slüter auf einem Bauernschlitten wieder Warnemünde, um sich nach seinem zeitweiligen Aufenthaltsort Güstrow zurückzubegeben. Vier mit Enterschwertern und Harpunen wohlbewaffnete Matrosen aus dem Orte gaben ihm, wie bei seiner Einholung, auch jetzt bei seiner Rückkehr wieder das sichere Ehrengeleit bis in die Mecklenburgische Herzogsstadt. Gar schmerzlich vermißte er dabei den Führer der Eskorte bei der Herreise, den muntern und frischen Fritz Ohlsen, dessen treuherziges Wesen so viel dazu beigetragen hatte, ihm die Langweiligkeit der beschwerlichen Winterreise verkürzen zu helfen. Ruhte dieser doch nun schon den tiefen Schlaf des Todes auf dem Grunde des Meeres!

Des Magisters Slüter Besuch in Warnemünde und seine dort gehaltene Predigt wie die Ertheilung des Abendmahles nach der Vorschrift Luthers übten die nachhaltigste und tiefste Einwirkung fast auf die gesammte dortige Bevölkerung. Mit nur geringen vereinzelten Ausnahmen wurden von nun an sämmtliche Bewohner treue und glaubenseifrige Anhänger der neuen Lehre. Gar manchen Druck hatten sie aus diesem Grunde noch zu erleiden und die fanatische papistische Partei in Rostock versäumte kein Mittel,

um theils diese Bekehrten wieder von dem Protestantismus abwendig zu machen, oder als sie einsah, daß dies durchaus nicht gelingen wollte, sie auf alle Weise für ihre Treue zu schädigen und zu belästigen. Ein ganz vergebliches Bemühen war dies aber, denn diese einfachen, armen Fischer und Seeleute am rauhen Strande der Ostsee beschämten durch ihren freudigen und starken Glaubensmuth gar viele reiche und angesehene Personen in den großen Handelsstädten oder nun besonders in den Fürstenschlössern, die sich dem neuen Glauben erst dann anschlossen, als keine Gefahr dabei mehr zu befürchten und kein Druck zu erleiden war, ja im Gegentheil sogar manche fette Beute aus den aufgehobenen Klostergütern und geistlichen Stiftungen erhascht werden konnte.

Im stillen Pfarrhause zu Warnemünde, wo der dort hausende Dominikanermönch auch jetzt noch fortwährend den größten Theil seiner Zeit im wüsten Trinken mit einigen Söldnern aus der Besatzung des festen Thurmes an der Warnow verbrachte, lag der gerettete Hinrich Wulf noch einige Wochen von so schwerer Krankheit umfangen, daß seine Ueberführung nach Rostock entschieden eine Unmöglichkeit wurde. Mit treuer, schwesterlicher Hingebung pflegte Anna des kranken Bruders und wich in den Stunden der

Gefahr oft die ganzen langen Nächte nicht von seinem Lager. Wie gerne, unendlich gerne hätte Gundula Wegner sie in dieser Pflege unterstützt, wenn ihr der Eintritt in das Pfarrhaus nur gestattet gewesen wäre. Aber fest blieben ihr dessen Pforten verschlossen und als sie es einst gewagt, nur schüchtern an solche zu gehen und den öffnenden Mönch nach dem Befinden des kranken Schiffers zu fragen, da hatte sie dieser, der durch ihren Besuch gerade beim Zechen gestört war, so grimmig angeschnauzt, sie eine verruchte Ketzerdirne genannt und fast gewaltsam aus der Thür gedrängt, daß sie solchen Versuch nicht zum zweiten Mal zu machen wagte. Und doch trieb die Sehnsucht ihres Herzens sie immer wieder nach diesem Hause, in dem der Geliebte lag. Allabendlich umschlich sie solches heimlich und richtete ihren Blick nach dem von der Krankenlampe matt erhellten Fenster der Giebelstube, in der, wie sie wußte, das Lager Hinrichs aufgeschlagen war. Gar inbrünstige Gebete für dessen Wiedergenesung stiegen in solchen Stunden aus ihrem Herzen zu Gott dem Herrn empor und selten wohl ist dem Lenker aller Schicksale des Menschen ein tiefgefühlterer Dank geworden, als wie jetzt Gundula ihm zollte, da sie erfuhr, daß Hinrich sich schon auf dem entschiedenen Wege der Besserung be-

finde. Mochte der Sturm vom Meere her auch noch so laut brausen und die Schneeflocken im wilden Getümmel durcheinanderjagen, das treuliebende Mädchen ließ sich gewiß nicht dadurch von solchen abendlichen Wanderungen in die Umgebung des Pfarrhauses abhalten. Was kümmerte sich die abgehärtete Tochter der Seemannsfamilie, die von frühester Kindheit an gewohnt gewesen, den Vater bei seinem Fischfange auf dem Meere oder die Mutter bei dem beschwerlichen Bootsfahren nach der Stadt zu geleiten, auch wohl sonderlich viel um das Toben der Elemente!

Es war gerade am Morgen des heiligen Weihnachtsabends, dieses schönen, erhabenen Festes der gesammten Christenheit, als Hinrich Wulf so weit wieder genesen war, um die Fahrt nach der Heimathsstadt und dem Vaterhause antreten zu können. Der Vater hatte seinen Schlitten dazu gesandt und wohlverpackt in Decken sollte der Kranke an der Seite der Schwester den Weg zurücklegen. Von der alten Frau, welche die Aufwartung im Pfarrhause mit besorgte, hatte Gundula diese Abreise erfahren und sogleich den bestimmten Entschluß gefaßt, Hinrich, wenn es sich nur irgend machen ließe, noch einmal vorher zu sehen. Sie stellte sich zu diesem Zwecke vor die Thür neben dem Schlitten. In einen dicken Pelz gehüllt, ward der

noch immer sehr schwache und angegriffene Kranke nun von dem Mönch am Arm aus dem Hause geführt, um seinen Sitz im Schlitten einzunehmen, während seine Schwester, ebenfalls gegen die Kälte dicht vermummt, ihm folgte. Die Gesichtsfarbe Hinrichs war noch eine sehr leidende und der Ausdruck seines Auges ein trüber. Kaum aber erkannte er Gundula, da rötheten sich sogleich seine Wangen vor Freude und sein Blick ward gar lebhaft. Mit kräftigem Ruck entriß er sich dem Arm des Mönchs und auf das tieferglühende Mädchen zustürzend, umfaßte er sie innig, laut ausrufend: „Gundel, Du mein theures, herziges Mädchen, bist hier! Wie oft habe ich mich so dringend nach Deinem Anblick gesehnt, während der dicke Pfaffe mir vorgelogen hatte, Du seiest gar nicht mehr im Orte, sondern weit fortgereist. Oh, nun ist ja Alles gut, da ich Dich wieder umfassen kann."

Vergebens wollte der Mönch den Jüngling von der Geliebten fortreißen, ein derber Stoß aber und die drohenden Worte: „Rührt weder sie noch mich an, verlogener Pfaffe, oder Ihr sollt sehen, was ein Seemann, auch wenn er noch so lange auf dem Krankenlager gelegen hat, noch für derbe Püffe austheilen kann," scheuchten ihn bald wieder zurück.

Eine nicht geringe Verlegenheit aber überfiel Annchen, als sie nun plötzlich eine Augenzeugin dieser Scene ward. Sie konnte die Liebe ihres Bruders zu der armen Fischerstochter nicht billigen, denn ihr, der strenggläubigen Katholikin, war dies Mädchen von dem Mönche als eine gar arge sündhafte Ketzerin in den schwärzesten Farben geschildert worden. Auch wußte sie nur zu wohl, daß der Vater nun und nimmermehr in eine solche standeswidrige Verbindung seines Sohnes einwilligen würde, ja sie durfte mit Recht befürchten, daß eine Reihe der heftigsten Zornausbrüche erfolgen würde, sobald er nur die geringste Kenntniß von diesem jetzigen Auftritte erhalten hätte. Und doch war die Erscheinung des mit so seltener Anmuth und Liebreiz gezierten armen Fischermädchens, wie sie, zwar selig in dem Gefühl, jetzt von dem Arme des so lange entbehrten Geliebten umfangen zu sein und doch wieder in verschämter Jungfräulichkeit über solche Oeffentlichkeit ihrer innersten Gefühle erglühend, dastand, eine so ansprechende und gewinnende, daß auch Annchen sich unwillkürlich dadurch zu ihr hingezogen fühlte.

Wußte ihr armes Herz ja aus eigener Erfahrung leider nur zu gut, welche tiefe Wunden eine unglückliche Liebe für immer dem Leben einer Jungfrau zu

schlagen vermöge, und da ihr selbst ein so trauriges Schicksal geworden war, so empfand sie nun um desto innigeres Mitgefühl für eine Leidensgenossin, die sehr wahrscheinlich einem ähnlichen Kummer für immer entgegen gehen sollte. So stand sie einige Augenblicke schweigend und eine stille Zeugin dieser ihr peinlichen Scene da, ohne zu wissen, wie sie dabei sich benehmen und nun gar sie beendigen sollte.

Das ungewöhnliche Schauspiel, wie der junge Schiffer am hellen Tage und auf offener Straße ohne Scheu Gundula Wegner umarmte und küßte, hatte eine große Erregung unter allen Neugierigen, die herbeigeeilt waren, um die Abfahrt des Kranken mit anzusehen, hervorgebracht. Mit der raschen Entschlossenheit, die ihm stets zu eigen war, fühlte Hinrich Wulf, daß jetzt ein entscheidender Schritt von ihm geschehen müsse, wenn nicht der Ruf des Mädchens für lange Zeit geschädigt werden sollte.

„Es ist sehr gut, Ihr Leute, daß Ihr Euch Alle jetzt hier versammelt habt. So kann ich denn gleich die Jungfrau Gundula Wegner als meine verlobte Braut Euch zeigen und Euch Alle als Zeugen meines festen Verlöbnisses mit ihr aufrufen. Ja ich, der Schiffer Hinrich Wulf, lege meinen feierlichen Eid hiermit ab, daß ich, so lange mir Gott der Herr das

Leben schenkt, meiner jetzt anverlobten Braut unverbrüchliche Treue bewahren und nicht eher ruhen und rasten will, bis ich sie zum Traualtar geführt habe, mögen auch noch so viele Hindernisse, gleichviel, von wem sie ausgehen, sich dazwischen drängen," rief er weittönend mit seiner klaren, festen Stimme. „Und sei Du nur ruhig und werde nicht zu roth, mein liebes, holdes Bräutlein, und besiegele unsern öffentlichen Verspruch hier jetzt durch einen derben, süßen Kuß von Deinen rothen Lippen," sprach er nun im lustigen, einschmeichelnden Tone zu dem purpur erglühenden, vor innerer Lust und doch wieder Befangenheit zitternden Mädchen, ihr dabei wiederholt einige gut gemeinte Küsse aufdrückend.

So eigenthümlich war diese Verlobung und so sehr gefiel das frische, resolute Benehmen des jungen Seemannes allen Umstehenden, daß diese, wie unwillkürlich, in ein lautes jubelndes, dreimaliges Hurrah ausbrachen und das Brautpaar hoch leben ließen.

Gift und Galle aus seinem feisten, weinglühenden Gesicht schnaubend, stand der Dominikanermönch, bleich und vor den Folgen dieser für sie so überaus peinlichen Scene zitternd, Gold-Annchen jetzt da. „Aber Hinrich, was beginnst Du — wie soll dies

Alles enden," wandte Letztere sich endlich mit aufgeregter Stimme an den Bruder.

„Ich thue, was mir mein Herz gebietet und was ich als redlicher Mann thun mußte, liebe Schwester," antwortete dieser. „Wie dies enden wird, kann ich ja im Voraus nicht ermessen. Schenkt aber Gott meinem festen und guten Willen nur seinen Segen, so endet es hoffentlich mit einer nicht allzu fernen glücklichen Hochzeit," fügte er noch hinzu.

„Doch nun, meine Gundel, nimm den letzten Abschiedskuß auf ein baldiges, glückliches Wiedersehen, und vertraue mir, wie ich Dir unbedingt vertraue. Jetzt aber muß geschieden sein, denn ich als kaum genesener Kranker ertrage die Kälte nicht länger, und hier mein Schwesterlein scheint auch nicht wenig vor Frost zu zittern," wandte er sich wieder an seine Braut. Nochmals drückte er sein Mädchen fest an die Brust und hielt sie einige Augenblicke innig umschlungen, bis er dann mit einer Kraft und Gewandtheit, wie man solche seinem noch so geschwächten Körper kaum zutrauen durfte, in den hoch mit Stroh ausgepolsterten Schlitten stieg. Hatte die Macht der Liebe doch seinen Adern jetzt neuen Lebensmuth eingeflößt und seine Wiederherstellung schneller befördert, als alle Doctoren der Heilkunst an sämmtlichen Hoch-

schulen Deutschlands mit dem ganzen Vorrath ihres Arzneischatzes dies nur jemals vermocht hätten. Schnell nahm nun auch Annchen ihren Platz in dem Schlitten neben dem Bruder ein. Nochmals schwenkte Hinrich seine Kappe von feinem Otternpelzwerk und rief im fröhlichen Tone: „Lebt wohl, Ihr braven Leute hier in Warnemünde, und schützt mir gut mein treueigenes, feinsliebes Bräutlein. Den größten Schatz, den ich jemals besessen habe, lasse ich jetzt in Eurer Obhut zurück," was diese mit einem abermaligen Lebehoch auf den Schiffer Hinrich Wulf und seine anverlobte Braut, die Jungfer Gundula Wegner, erwiderten.

Der vom Sattel fahrende Knecht ließ jetzt seine schon längst ungeduldig schnaubenden und nur mit Mühe gezügelten Hengste freilaufen, die schwerbewaffneten Reiter, die abermals das sichere Geleit gegen etwaige Anfälle der Wölfe wie des Raubgesindels bildeten, drückten ihren Rossen die Sporen ein und unter Peitschengeknall und lustigem Schellengeklingel fuhr der Schlitten zum Orte hinaus gen Rostock.

Mit welchem Gefühle Gundula zurückblieb und dem Fortfahrenden nachsah, so lange ihr scharfer Blick nur noch den leisesten Schimmer davon erkennen konnte, vermag unsere Feder hier nicht zu schildern, doch wird Jede unserer Leserinnen, die sich dereinst

vielleicht einmal in gleicher Lage des Lebens befand, dies selbst am Besten nachzuempfinden im Stande sein. Da ihr, der erklärten Anhängerin des lutherischen Glaubens, die katholische Kirche des Fleckens nun verschlossen war, so eilte sie hastigen Schrittes in ihr stilles, dürftiges Schlafkämmerlein, um dort im langen stillen Gebete Gott für den unermeßlichen Reichthum, ein starkes, treu sie liebendes Herz jetzt ihr eigen nennen zu dürfen, so recht inbrünstig zu danken und ihre Liebe fortan seinem allmächtigen Schutze anzuvertrauen. Welche großen Schwierigkeiten aller Art waren ja noch zu besiegen, bevor sie hoffen durfte, daß ihr Verlobter sein heute gegebenes Versprechen erfüllen und sie zum Traualtar führen konnte.

Wenn Gold-Annchen, die es während der langen Fahrt von Warnemünde bis zu ihrer Vaterstadt absichtlich vermieden hatte, mit ihrem Bruder Hinrich über diesen letzten so stürmischen Auftritt vor dem Pfarrhause ein Wort zu sprechen, den Entschluß gefaßt und auch gehalten, dem Vater nichts davon zu melden, so konnte sie es doch nicht verhindern, daß dieser noch am selbigen Abend den ganzen Vorfall genau bis in seine kleinsten Einzelnheiten erfuhr. Der greise Knecht, der das Gespann lenkte, ein langjähriger

vertrauter Diener des Hauses und dabei zugleich ein fanatischer Katholik, hatte seinem Herrn gleich nach der Ankunft Alles getreulich gemeldet und es nebenbei an gehässigen Bemerkungen über die ketzerische Fischerdirne nicht fehlen lassen. Meinte doch der alte Graukopf sogar, dies Mädchen müsse böse Zauberkünste getrieben und dem jungen Schiffer wohl gar einen höllischen Liebestrank heimlich beigebracht haben, um ihn auf eine so arge Weise zu bethören. Wäre es nach seinem abergläubischen, fanatischen Willen gegangen, so wäre der Scheiterhaufen mit seinen Flammen die nur zu wohlverdiente Strafe für Gundula Wegner und ihr ruchloses Treiben ganz sicherlich recht bald geworden.

Der Zorn des alten Handelsherrn über diese Nachricht war ein nicht geringer. Mit hastigen Schritten durchmaß er sein Privatgemach, oft dabei im heftigsten Unwillen, wie es in solchen Fällen seine Gewohnheit war, gewaltig auf den Fußboden stampfend und die Faust ballend. Fast wäre er im ersten Augenblick zum kranken Sohn, der in einem oberen Stock sein Krankenlager gefunden hatte, hinaufgeeilt, um diesen ob seines Benehmens zur Rede zu stellen. Bei ruhiger Ueberlegung verwarf er dies jedoch wieder, ja faßte den Entschluß, vorerst über diese ganze

Begebenheit Hinrich gegenüber gänzlich zu schweigen und sich zu stellen, als wisse er von gar nichts. Hegte er doch noch die Hoffnung, daß das Ganze sich vielleicht gar als ein übermüthiger, dann aber höchst unangemessener Scherz des kecken, jungen Seemannes herausstellen möchte und dieser mit der Fischerdirne sein loses Spiel getrieben haben könnte. Er hatte zwar anfänglich mit Anna über den ganzen Vorfall sprechen wollen, aber das arme Mädchen war sogleich nach der Ankunft in Rostock ziemlich bedeutend erkrankt. Die großen Anstrengungen bei der Pflege des Bruders, die gewaltige innere Aufregung und auch wohl der tiefe Kummer, den sie über den letzten Auftritt vor dem Pfarrhause empfand, vielleicht auch die Einwirkungen der letzten sehr beschwerlichen Rückfahrt bei Kälte und Schneegestöber, hatten sie auf das Krankenlager geworfen. Die geliebte Tochter aber in solchem Zustande zu stören oder gar ihr Gemüth noch mehr zu beunruhigen, hätte der Vater um Alles in der Welt nicht vermocht. So verflossen denn die Feiertage des Weihnachtsfestes und die darauf folgenden Tage in dem Wulf'schen Hause gar trübselig und düster.

Der Neujahrsmorgen des Jahres 1525 war von allen den vielen und hohen Thürmen der alten an-

sehnlichen Hansestadt mit festlichem Glockenklang eingeläutet worden. Durch die von Frost gehärteten, mit frisch gefallenem Schnee weiß überzogenen Straßen wogte die sonntäglich geputzte Menge, nun in den verschiedenen Kirchen und Kapellen der Festmesse beizuwohnen. Alles war in den besten Feiertagskleidern und da zu jener Zeit fast durchgehends ein gewisser Wohlstand unter der gesammten Bevölkerung der thätigen Handelsstadt herrschte, so sah man nur wohlgekleidete, gut genährte Personen beiderlei Geschlechts auf den Straßen. Die älteren Raths- und Handelsherren oder die Mitglieder der angesehenen Geschlechter trugen alle weite faltige Schauben von schwarzem Sammet oder dem feinsten niederländischen Tuch, reich mit kostbaren Pelzen besetzt und gefüttert, dazu niedere vierkantige Baretts von Sammet mit Pelz auf dem Kopfe, weite Pluderhosen von gleichen Stoffen und seidene Strümpfe und breite Schnallenschuhe, außerdem eine breite durch Falten gesteifte Halskrause und einen zierlichen Stoßdegen an oft sehr reich gestickter Kuppel. Die jüngere vornehme Männerwelt und überhaupt Alle, welche noch darauf Anspruch machen wollten, der Mode zu huldigen, waren fast durchweg nach spanischer Sitte mit kurzen, buntfarbigen, reichverbrämten Sammetmänteln, mit Seide

gefuttert, engen Strumpfhosen von buntem Tricot, an den Hüften andersfarbig aufgepufft, niederen an der Seite breit aufgeschlagenen Filzhüten mit mächtigen bunten Straußenfedern, angethan. Goldstickereien, Seide und edle Metalle glitzerten und blitzten im Glanz der hellen Januarssonne überall an deren Kleidung. Auch die Mitglieder der verschiedenen Innungen und die Genossen der Zünfte sahen in ihren weiten faltigen Gewändern von gutem Tuch, weiten Pluderhosen und breiten, flach aufliegenden, blendend weißen Hemdskragen, die am heutigen Festtage besonders blank geputzten Schwerter am hübsch mit farbigem Corduansleder ausgenähten Leibgurt über den Hüften, gar stattlich und wohlhäbig aus. Selbst die Tagwerker, Knechte und Gesellen und alles übrige niedere Volk trug am Neujahrsfesttage ein heiles besseres Wamms von starkem Tuch, frisch gewaschene oder neu gefärbte Lederhosen, sauber gestrickte Wollenstrümpfe und breite, recht dunkel geschwärzte Schuhe. Noch weit reicher und mehr in die Augen fallend war theilweise die Kleidung der wohlhabenden und angesehenen Frauen und Jungfrauen, und Sammet, bunte Seidenstoffe, Gold- und Silberstickereien und vorzüglich kostbares Pelzwerk war oft in verschwenderischerer Weise dabei angebracht, als dies bei den jetzigen Damen-

toiletten der Fall zu sein pflegt. Freilich wechselten die Damenmoden noch nicht so häufig, als dies jetzt geschieht, und ein besonders kostbares Gewand ward ganz unverändert oft über ein Dutzend Jahre getragen, ja erbte oft von der Mutter auf die Tochter fort.

Nach dem Besuch der Messe fand nun ein allgemeines Gratuliren in dem Umfange, wie die Jetztzeit diese Sitte gar nicht mehr kennt, statt. Für alle Personen, die nur irgend wie in einem amtlichen, verwandtschaftlichen, geschäftsmäßigen oder freundschaftlichen Verhältniß zu höher Gestellten sich befanden, war eine solche feierliche Neujahrsgratulation eine sehr bestimmte Pflicht, bei der jedes geringste Versäumniß auf das Strengste geahndet worden wäre. Alle Zünfte brachten ihren Amtspatronen in geschlossenem Zuge die Glückwünsche dar, die Schulen mit ihren Lehrern zogen singend, das Chor des Stadtpfeifers mit seinen Gesellen laut blasend, die Trommler der Schaarwache mit allen Leibeskräften auf ihren Fellen rasselnd, einher. Auf den geräumigen Vorplätzen aller nur halbwegs wohlhabenden Häuser stand eine zierlich gedeckte und mit den kostbarsten Pokalen, Aufsätzen und sonstigen werthvollen Tischgeräthschaften, die das Haus nur besaß, geschmückte, lange Tafel, die unter der Last

der Speisen und Getränke, die sie tragen mußte, oft schier fast brechen wollte. Besonders ward in den Häusern der vornehmen Geschlechter ein gewisser Stolz darein gesetzt, diesen Tisch mit ganzen am Spieß gebratenen Rehen, wilden Schweinen, ja selbst jungen Hirschen zu besetzen; sonst fehlte es auch nicht an mächtigen Schüsseln mit kalten, sauer eingekochten Lachsen, Aalen, anderen Fischen, verschiedenem Geflügel, unter denen die Pfauhähne, die dann mit künstlich wieder eingesetzten im Rad geschlagenen Schweif paradirten, Trappen, Kraniche und Auerhähne sehr geschätzt waren. Auch Backwerk aller Art, mit Mandeln und Rosinen durchknetet und mit Saffian möglichst gelb gefärbt, mangelte keineswegs. Als Getränk gab es Rhein- und Frankenwein, heißen Würzwein, wie er damals so sehr beliebt war, ja mitunter sogar als besondere Delikatesse griechischen oder hispanischen süßen Wein. War der Hausherr selbst auf seinem Gratulationsumgang, so machte die Hausfrau, von ihren Töchtern und ihrer vertrauten Gürtelmagd unterstützt, die Wirthin dieser Tafel, während der Diener, der dem Keller vorstand, eifrig dafür sorgen mußte, daß die Pokale und Trinkkannen stets schnell wieder gefüllt wurden. Alle Gratulanten ohne Ausnahme, die das Haus betraten, mußten hier stehenden

Fußes einen kräftigen Imbiß einnehmen und einen guten Neujahrstrunk thun. In diesen Häusern, wo das Gratuliren oft bis zum späten Abend dauerte und Hunderte von Gratulanten aller Art sich einfanden, wurden an solchen Tagen oft Dutzende von großen Braten verzehrt und eine erkleckliche Zahl von Fässern mit Wein geleert. Selbst der geringste Hausarme, der an diesem Tage sich einstellte, war von solcher freigebigen Bewirthung nicht ausgeschlossen, sondern erhielt sein großes Stück Braten und einen tüchtigen Holzbecher mit gutem Saale- oder Frankenwein; so wollte es die Sitte. Aber nicht allein die Raths- und reichen Kaufherren und die Häupter der Geschlechter hatten am Neujahrstage solche offene Tafel, sondern auch jeder Handwerksmeister, Schiffer, ja jeder nur irgendwie sein Auskommen habende Tagarbeiter setzte eine Ehre darein, daß auf seiner Hausflur ein gedeckter Tisch stand, der mit kaltem Ochsen- oder Schweinsbraten, Schinken, Würsten, sauren Häringen und mächtigen Schleifkannen voll starkem Doppelbier oder häufig auch Meth, reichlich besetzt war. Auch hier herrschte dann eine unbegrenzte Gastfreundschaft und jeder Nachbar, Geschäftsgenosse oder sonstige Freund, der zum Gratuliren kam, mußte gehörig zulangen. Bis zum späten Abend dauerten diese Wan-

derungen durch alle Straßen der Stadt und es gehörte der starke Magen und die stets durstige Kehle, die unseren Vorfahren am deutschen Ostseestrande vielleicht in noch weit höherem Grade als dem jetzigen Geschlecht verliehen waren, dazu, um diese Unmassen von Speise und Trank, die gar Manche an diesem Tage vertilgten, stets gehörig überwältigen zu können. Da eine Straßenbeleuchtung noch zu den unbekannten Dingen gehörte, so brannten an diesem Abend vor den großen Häusern entweder hochlodernde Pechfackeln oder öfters noch kleine Bunde von harzigem Kienholz in eisernen Körben, die auf hohe Eisenstangen befestigt waren. Das düsterrothe, oft wild flackernde Licht, was diese Beleuchtung in den engen, krummen, oft mit sehr hohen vielverschnörkelten Giebelhäusern versehenen Straßen verbreitete, verlieh dem ganzen Treiben einen eigenthümlich phantastischen Reiz. Alle angesehenen Personen ließen sich dazu bei ihren Gängen stets von ein bis zwei Dienern, die buntverzierte Laternen auf hohen Stöcken vorauftrugen, vorleuchten, während bei den minder Begüterten oder Vornehmen gewöhnlich ein Jeder selbst der Träger seiner eigenen Laterne war. An diesem Neujahrsabend kreuzten sich Hunderte von solchen oft überaus bunt bemalten, sehr verschieden geformten festlichen Laternen in allen Straßen

und auf den geräumigen Plätzen und trugen zur Vermehrung des buntartigen, frohbewegten Lebens, was überall herrschte, nicht wenig mit bei.

Wie es seinem Stande und Range zukam, hatte der alte Handelsherr Niclas Wulf an diesem Tage nicht blos zahlreiche Gratulationsbesuche in allen angesehenen Häusern der Stadt gemacht, sondern solche auch in fast ungezählter Masse von Personen aller Stände empfangen. Er setzte seinen Stolz darein, daß die Bewirthung bei solcher Gelegenheit in seinem Hause eine sehr reichliche und freigebige war. Mächtigere Braten von allen möglichen unzerlegten Wildstücken und eine größere Reihe von Weinfässern, die entweder schon geleert waren, oder noch des Austrinkens harrten, wie auf der weiten hohen Hausflur der Wulf'schen Wohnung zur Schau standen, konnten so leicht in keinem anderen Hause der ganzen Stadt gefunden werden.

Und doch, wie zahlreich auch die Masse der Gratulanten war und wie unermüdlich die alte Barbara ihr scharfes langes Vorlegemesser in Bewegung setzen mußte, um alle die riesigen Schnitte von dem Braten abzuschneiden, und der Arm des ergrauten Dieners, der den Kellermeister machte, fast vom unaufhörlichen Einschenken erlahmte, so fehlten diesmal gar Manche,

die sonst stets zu den ersten und treumeinendsten Glückwünschenden gehört hatten. Alle die ehrlichen, derben Schiffer, Schiffsbaumeister und Handwerker, wie Bradhering, Willgaß, Roloff und noch andere, waren jetzt ja ihres Glaubens wegen durch eine tiefe Kluft vom Handelsherrn Wulf gänzlich geschieden, durften sein Haus nicht wieder betreten und hätten dies aber auch selbst nun und nimmermehr gethan, so schroff hatte der alte Herr ihren gerechten Bürgerstolz verletzt. Es wollte den Hausherrn an diesem Tage doch mitunter ein peinliches Gefühl überfallen, wenn er alle diese Schaaren von ehrenfesten Männern, die sonst so fröhlich auf seine Flur getreten, so treuherzig ihre Glückwünsche dargebracht und so kräftig ihm die Hand dabei geschüttelt hatten, jetzt in finsterm Schweigen ohne Gruß und Klang an der weitgeöffneten Thür vorbeiziehen sah. Allein mehr, als dem stolzen, glaubenseifrigen Vater, schnitt diese Trennung von den alten Freunden des Hauses dem jungen Schiffer Hinrich in's Herz. Er hatte am heutigen Tage zuerst wieder die Krankenstube verlassen, und wenn er auch noch zu schwach war, um selbst die Gratulationsbesuche abzustatten, so half er doch im Hause mit, die Gäste zu empfangen. Fühlte sich seine Schwester Gold-Annchen doch noch so matt und

angegriffen von ihrer Krankheit, daß sie nur bisweilen auf kurze Augenblicke, wenn besonders vornehme Besucher zum Neujahrswunsch sich einstellten, auf der Hausflur erschien, sonst aber oben iu ihrem trauten Kloset verweilte.

Das Krankenlager hatte zwar die frischen und kräftigen Züge des jungen Mannes sehr gebleicht, wodurch aber das Edle in seiner ganzen Erscheinung durchaus nicht verringert ward. In seiner einfachen warmen, dicht mit nordischem Pelz besetzten und gefütterten Schaube von dunkelem Tuch, auf dem Kopf zum Schutz gegen die Kälte eine runde Pelzmütze, sah der Hinrich Wulf ungemein stattlich aus. Auch sein Betragen war jetzt ungleich ernster, würdevoller, ja fast milder geworden, als dies früher, wo er wohl manchmal eine gewisse trotzige Derbheit und schrankenlose Ungebundenheit zu sehr hervortreten ließ, häufig der Fall war. So machte der junge, wiedergenesene Schiffer auf alle Besucher des Wulf'schen Hauses einen sehr vortheilhaften Eindruck und nicht allein die Töchter verschiedener vornehmer Geschlechter, die am Morgen gekommen waren, ihrer leidenden Freundin Anna den Neujahrswunsch abzustatten, sahen ihn mit ersichtlichem Wohlgefallen an, sondern auch manch geachteter Mann in Amt und Würden äußerte gegen

den Vater seine Bemerkungen, welche auffallende, vortheilhafte Veränderung mit seinem Sohne Hinrich vorgegangen sei. Ja der Handelsherr Martin Beselin, wohl mit der reichste Mann der ganzen Stadt, meinte sogar zu dem alten Wulf, als sie, von einem Gratulationsbesuch in der Altstadt kommend, gemeinsam mit bedächtigen Schritten die Neustadt betraten: „Hört, Gevatter Wulf, laßt Euch ein vertrautes Wörtlein sagen. Ich muß gestehen, Euer Sohn Hinrich gefiel mir heute Morgen so gut, daß mir schon der Gedanke gekommen ist, es wäre ein passender Ehegemahl für meine Tochter, die Margrethe. Er müßte natürlich dann das Seefahren aufgeben. Ihr ließt ihn so ein bis zwei Jahre in Eurer Schreibstube gehörig arbeiten, daß er das Handelsgeschäft aus dem Grunde kennen lernte, und dann hielten wir einen feierlichen Verspruch zwischen ihm und dem Gretel, die in der Zeit auch zur blühenden Jungfrau herangewachsen wäre. Wir beiden Alten setzten dann Jeder eine gehörige Mitgift fest und nach einer lustigen Hochzeit könnte das junge Ehepaar sich in unserer gesegneten Stadt seßhaft niederlassen und ein namhaftes Kaufmannsgeschäft begründen. Wir beiden Väter werden nachgrade doch schon lässig und bequem und es däucht mir am Besten, wenn wir uns so

nach und nach zur Ruhe setzen möchten und unseren Kindern einen Theil unserer Geschäfte überließen. Was meint Ihr, Gevatter Wulf, zu meinem Vorschlage?"

Das waren gar prächtige Worte des greisen Martin Beselin, die das Ohr des Niklas Wulf mit überaus erfreulichem Klange trafen. Eine bessere, ihm in jeder Hinsicht liebere Schwiegertochter hätte er in ganz Rostock gar nicht für sich finden können. Denn nicht allein, daß das Beselinsche Geschlecht eines der angesehensten in der Stadt war, schätzte man auch die Mitgift, die jede Tochter des greisen Kaufherrn erhielt, immerhin auf die Summe von 100,000 Mark lübisch.

Mit freudigem Tone antwortete er daher: „Das ist ein sehr herzlicher und annehmbarer Antrag, den Ihr mir da soeben gemacht habt, verehrtester Gevatter und geschätztester Freund. Glaube wohl, daß in unserer ganzen guten Stadt Rostock vom Cröpliner bis zum Petrithor und vom Zwinger bis zum Warnowstrande so leicht kein Vater gefunden werden dürfte, der die ehr- und tugendsame Jungfer Margarethe Beselin nicht mit Freuden zur Schwiegertochter annehmen möchte. Wenn es Euch daher genehm ist, Gevatter, so können wir ja schon in den nächsten Ta-

gen etwas Schriftliches darüber aufsetzen und den Verspruch wenigstens in der Familie feiern?"

„Gemach, gemach, alter Freund! Der hispanische Wein beim dicken Rathsherrn Borgwardt in der Kartenstraße scheint Euch wohl etwas das Blut in Wallung gesetzt zu haben, daß Ihr gar so hitzig seid," lachte Martin Beselin. „Nein, so rasch wollen wir die Sache doch nicht übereilen und was ich Euch da eben sagte, soll ja noch kein festes Abkommen, sondern nur so ein unmaßgeblicher Vorschlag mit gegenseitigem Für und Wider sein. Bedenkt doch, Herr Gevatter, mein Gretel, das lustige Dirnlein, ist ja erst sechszehn Jahre alt und zum festen Verspruch daher noch viel zu jung. Und dann wissen wir doch auch Beide nicht, ob unsere Kinder sich auch gegenseitig mögen und Neigung für einander fühlen. Ich wenigstens werde meine Tochter niemals gegen deren Wunsch und Willen zu einem festen Verspruch zwingen."

„Steht natürlich bei Euch, Gevatter Beselin, hierin ganz noch Eurer Ansicht zu folgen, denn aufdrängen als Eidam will ich Euch meinen Sohn Hinrich gewiß nicht. Was übrigens seinen Gehorsam gegen das, was ich hinsichtlich seiner Verheirathung für paßlich erachte, anbetrifft, so hoffe ich mich für ihn

verbürgen zu können. Und auch Eure werthe Tochter Margarethe dürfte, wie mir scheint, wohl an meinem Sohn Wohlgefallen finden können, denn einen schmuckeren, besser gestalteten Bräutigam vermöchte sie, ohne mit Vaterstolz es zu rühmen, schwerlich in allen wendischen Städten unseres berühmten Hansabundes sich herauszuwählen," entgegnete Niclas Wulf nicht ohne einige Empfindlichkeit, denn die kühle Ablehnung seines sehr schnellen Vorschlages durch Martin Beselin hatte seinen stets nicht geringen Stolz doch etwas gekränkt.

Die Dazwischenkunft anderer Männer unterbrach die weitere Fortsetzung dieses Gespräches und trennte bald die beiden Gevattern. Es war aber doch von dieser ganzen Unterhaltung so viel beim alten Wulf zurückgeblieben, daß er sich der schönen Hoffnung hingeben durfte, seinen Sohn Hinrich dereinst in eine solche begehrenswerthe, viel beneidete Eheverbindung bringen zu können, und dies machte ihn bei seiner Heimkunft freundlicher gestimmt gegen diesen, als er sonst wohl wahrscheinlich gewesen sein würde.

Auch Hinrich hatte sich an diesem Tage an dem freundschaftlichen Wiedersehen und dem wohlgemeinten Händedruck manches alten Gefährten seiner früheren lustigen Streiche und treu erprobten Jugendfreundes

von Herzen erquicken dürfen. Und da er bei dem vielen Zutrinken und Bescheidthun mehr des starken Weines genossen, als sonst eigentlich seine Gewohnheit in den letzten Jahren gewesen war, so befand er sich ebenfalls in außergewöhnlich heiterer Stimmung.

So verstrich denn der Neujahrstag des Jahres 1525 in der Wulf'schen Häuslichkeit weit besser, als manche von dessen Angehörigen eigentlich im Stillen wohl gefürchtet haben mochten, und der feindliche Zusammenstoß zwischen Vater und Sohn wegen des Warnemünder Vorfalles, vor dem zumal Gold-Annchen eine so große Angst gehegt hatte, war diesmal noch glücklich vermieden worden.

Freilich, aufgeschoben war nicht aufgehoben. —

Viertes Capitel.

Der feierliche Einzug Slüter's in Rostock.

Der Herzog Heinrich, auf seinem Schlosse zu Güstrow residirend, war bisher schon stets in der Stille ein eifriger Begünstiger der Reformation in Mecklenburg gewesen. Er mochte hoffen, daß ihm bei der Secularisation der vielen reichen Klöster und zahlreichen geistlichen Stiftungen der Bärenantheil der Beute zufallen werde, und hierdurch hauptsächlich mit bewogen, setzte er manche kräftige Hebel im Geheimen an, diesen für ihn erfreulichen Zeitpunkt so bald als möglich herbeizuführen. Hatte er nun auch bis dahin in Güstrow dem aus Rostock vertriebenen Magister Slüter Unterkunft und Schutz gewährt, so schien dieser ihm doch auf seiner früheren Kanzel in der Kirche zu St. Petri besser für die Ausbreitung der Lehren Luthers in seinem Lande wirken zu können und er

wünschte daher dringend, diesen bald wieder dorthin zurückkehren zu sehen.

So erging denn endlich ein scharfes Reskript des Herzogs Heinrich an den hohen Rath der Stadt Rostock, man möge der Rückkehr des Magisters Slüter auf seinen nur zeitweilig verlassenen, niemals aber ganz aufgegebenen Predigerposten an besagter Kirche nichts in den Weg legen, vielmehr ihm den gebührenden Schutz daselbst angedeihen lassen, Alles bei Strafe der Allerhöchsten Herzoglichen Ungnade. Als dies auf steifem Pergamentpapier zierlich geschriebene, mit dem großen herzoglichen Wappen in Siegelwachs untersiegelte Reskript in der außerordentlichen Sitzung eines hohen Raths auf dem Rathhause zu Rostock feierlich verlesen war, entstand eine nicht geringe Aufregung bei allen Anwesenden. Es fehlte nicht an Hitzköpfen, welche laut ihre Stimmen erhoben, daß dies eine tyrannische Willkür und eine schändliche Chikane des Herzogs Heinrich gegen die Stadt sei, deren Macht und Reichthum stets den Neid der mecklenburgischen Fürsten erregt habe, und man solchem Ansinnen nur festen Trotz entgegen setzen solle, der herzoglichen Ungnade spotten und es im Nothfall auf den äußersten Widerstand ankommen lassen. Wäre es doch nicht das erste Mal gewesen, daß die Waffen der übermüthigen,

auf ihre Macht, ihr Geld und hauptsächlich auch auf die hohen Mauern und tiefen Wallgräben, welche rings wie ein eherner Gürtel die ganze Stadt umzogen, pochenden Rostocker im blutigen Kampf mit den Streitschaaren ihrer Landesherren, der Herzoge von Mecklenburg, zusammengeklirrt hätten. Die ruhige Vernunft und reifere Ueberlegung der besonnenern Männer im hohen Rath siegte aber auch diesmal wieder, wie schon früher bei ähnlicher Gelegenheit, über den jähen Eifer einiger Brauseköpfe und den fanatischen Haß der allzu strengen Papisten. Besonders der greise, hochgeachtete Bürgermeister Heinrich Gerdes, zwar ein weitläuftiger Vetter des fanatischen Rathsherrn Cordes, ihm im Uebrigen aber an Charakter sehr ungleich, setzte in verständlicher Rede auseinander, daß auch nur der Versuch eines solchen Widerstandes gegen des Herzogs Befehl auf die Stadt ganz entschieden das größte Unheil und Verderben heraufbeschwören würde. „Wir dürfen den Kampf nicht wagen, weil uns leider die Kraft der Einigkeit, die allein uns die Stärke dazu verleihen könnte, fehlt. Die Verfechter der neuen Lehre, die unter den mittlern und niedern Ständen, einigen jüngern Studenten nnd gar unter den Schiffern und Hafenarbeitern ungleich stärker sind, als Manche wohl von uns zu glauben scheinen, würden in diesem

Falle, wo es sich um die Abwehr von Slüters Wiederkunft handelte, ganz entschieden nicht zu uns, sondern nur zu wahrscheinlich gegen uns stehen. So hätten wir nicht allein den Feind draußen vor den Thoren, zugleich auch den noch gefährlicheren innerhalb der Mauern der eigenen Stadt zu bekämpfen und solchem zwiefachen Kampfe sind wir unzweifelhaft nicht gewachsen. So bleibt uns denn, ob auch noch so ungern, nichts anderes übrig, als des Herzogs Heinrich strengem Befehl zu gehorchen und diesen Magister Slüter abermals in unserer Stadt aufzunehmen und ihn in seiner Predigerstelle an unserer Kirche zu St. Petri, so viel an uns ist, zu schützen," schloß er seine Rede.

Die Ansicht des alten erfahrenen Bürgermeisters Heinrich Gerdes war zn vernünftig und von zu gewichtigen Gründen unterstützt, als daß sie nicht die Oberhand erhalten hätte. Fehlte es auch jetzt noch nicht an einzelnen Widersachern, unter denen sich der Rathsherr Cordes wieder recht bemerkbar machte, so beschloß doch mit weit überwiegender Mehrheit ein hoher Rath bald, daß umgehend ein reitender Bürgermeisterdiener unter sicherer Eskorte an das herzogliche Hoflager zu Güstrow mit einem Respons gesandt werden solle, die Stadt Rostock wolle unter ausdrück-

licher Reservation aller ihrer Rechte und Privilegien für die Zukunft, aus wohlgefälliger und freundlicher Bereitwilligkeite gerne den Wunsch des allerdurchlauchtigsten Herzogs Heinrich erfüllen, der Rückkehr des Magisters Joachim Slüter in sein Predigeramt an der Kirche zu St. Petri stehe nichts im Wege und ein hoher Rath werde ihm nach besten Kräften Schutz und Sicherheit gleich allen übrigen Bürgern der Stadt angedeihen lassen.

Wie nun dieser Beschluß des Raths unter der gesammten Einwohnerschaft der Stadt bekannt geworden war, da entstand wieder eine Aufregung und ein Hin- und Hergelaufe und Gerede, nicht minder lebhaft als an jenem Tage, als Slüter in feierlicher Wahl zum Prediger der Gemeinde von St. Petri ernannt wurde. Fast Alles nahm Partei dafür oder dawider und nur sehr Vereinzelte blieben gleichgültig oder neutral. Am Lebhaftesten zeigte sich jetzt der Jubel und die laute Freude bei den Getreuen des Zurückkehrenden.

Hatte ihnen doch seit dessen Abwesenheit das feste Haupt, was ihre einzelnen Glieder zusammenhielt, gefehlt, fühlten sie sich so gänzlich verwaist, vereinsamt und von der thätigen Kraft ihrer vielen unermüdlichen Gegner niedergedrückt, seit sie nicht mehr alltäglich

seine goldenen Worte hören und aus seinen begeisterten Predigten neue Hoffnung auf eine günstigere Gestaltung aller kirchlichen Verhältnisse, nicht allein in ihrer geliebten Vaterstadt selbst, sondern auch in allen mecklenburgischen Landen, weit über deren Grenzen hinaus, an der ganzen deutschen Ostseeküste von Lübeck bis nach Riga hinauf, hoffen durften. Wenn auch die muthigen Anhänger der neuen Lehre in ihrer festen Treue niemals gewankt hatten und allen noch so vielfachen Verfolgungen und heimlichen Quälereien, denen sie nur zu sehr ausgesetzt waren, den unbeugsamsten Muth entgegen setzten, so fehlte es doch auch leider nicht an Schwachen, Verzagten und Wankelmüthigen, welche, an den Fortbestand der neuen Lehre nicht glaubend, entweder sich fortan passiv und gleichgültig verhielten oder sogar reu- und demüthig zu dem Katholizismus zurückgekehrt waren. Hauptsächlich auch der Umstand, daß sie über anderthalb Jahre jedes öffentlichen Gottesdienstes schon entbehren mußten, hatte außerordentlich niederdrückend auf die Bekenner des Lutherthums eingewirkt. Freilich hatten die Meisten von ihnen allsonntäglich unter sich Privatversammlung abgehalten, in denen Predigten Luthers, Slüters und anderer begabter Verkündiger der neuen Lehre vorgelesen wurden, wie denn auch das Lesen eines Ka-

pitels aus der Bibel fast allabendlich eine fleißig geübte Beschäftigung der meisten Lutheraner geworden war, allein die feierliche Würde des öffentlichen Gottesdienstes und der schon äußerlich zur vermehrten Erbauung auffordernde sonntägliche Gang zur Kirche, unter Glockengeläute und Orgelklang, konnte hierdurch doch lange nicht ersetzt werden. Es war eine lange und schwere, düstere Zeit des Drucks für alle Freunde der Reformation in der alten Stadt Rostock gewesen.

Doch jetzt sollte sie mit der Rückkunft Slüters aufhören, die lange Nacht der bangen Sorge endlich endigen und die hellstrahlende Sonne eines beginnenden glücklichen Tages der frohen Hoffnung die Gemüther beleben und die Geister zu den neuen, schweren Kämpfen, die sicherlich noch bevorstanden, stärken.

Der dicke, oft äußerlich so lustige und unbesorgte und in seinem Innern dabei doch so verständige und Alles klug erwägende Bader Peter Schmidt an der Mühlenthorstraße galt noch immer mit als der thätigste und auch geistig bedeutendste Führer der Slüter'schen Partei in der Stadt. In seiner geräumigen Hinterstube im ersten Stock des schmalen Giebelhauses, deren Fenster nach dem Hofe gelegen waren, versammelten sich in den Abendstunden des Tages, als dieser Rathsbeschluß verbreitet worden war, alle die

andern uns schon bekannten Häupter der Lutheraner, als Schiffer Bradhering, Schiffsbaumeister Willgaß, Waffenschmied Roloff und noch ein Dutzend andere tüchtige Männer aus dem Bürger- und Handwerkerstand. Ein freudiger Ausdruck herrschte auf allen Gesichtern und ein Frohsinn, wie sie ihn seit vielen Monden nicht mehr gekannt hatten, belebte ohne Ausnahme die Anwesenden.

Der erste Gegenstand, der hier jetzt zur Berathung kam, war nun der, auf welche Weise die Rückkehr Slüters nach Rostock gefeiert werden könnte. Daß aber eine möglichste Feier dabei stattfinden solle und die Getreuen der neuen Lehre diese Gelegenheit benutzen müßten, um einerseits ihre innige Verehrung für ihren geliebten Lehrer recht öffentlich zu zeigen, andrerseits aber auch ihren Feinden den Beweis zu liefern, wie stark ihre Zahl und wie einmüthig ihr Zusammenhalten sei, darüber bestand bei allen hier Versammelten die größte Einmüthigkeit.

„Es gilt jetzt vereint aufzutreten und offen mit der Farbe herauszutreten. Wer ein wirklicher und ernsthafter Lutheraner ist, der mag sich jetzt auch öffentlich als solcher ohne Furcht und Scheu zeigen und sich bei unseren Feierlichkeiten zu Ehren der Wiederkehr Slüters betheiligen, alle diese zweideutigen

Achselträger und furchtsamen Hinter den Ofen-Kriecher, die im Geheimen für die neue Lehre sein wollen, äußerlich aber nicht wagen, sich zu solcher zu bekennen, weil sie fürchten, irgend einen hochehrwürdigen Gönner dadurch zu verletzen, oder an ihrem Erwerb geschmälert oder vielleicht gar mit Quälereien und Plackereien aller Art von den mächtigen Papisten bestraft zu werden, die nützen unserer Sache weiter nicht, ja schaden ihr vielmehr und wir wollen fürdersam keine Gemeinschaft mehr mit ihnen haben und sie nicht länger als vollgültige Glieder unseres Bundes erkennen," sprach mit seiner kräftigen Baßstimme der Schiffer Bradhering.

„Recht so, alter Seebär, ganz auch meine Ansicht. Was ein ordentlicher Rostocker Bürgersmann sein will, der muß das Herz auch auf dem rechten Fleck haben und was er innerlich denkt, auch äußerlich zu vertreten wagen," antwortete der Huf- und Waffenschmied Roloff, seine herkulische Gestalt dabei höher reckend und wie unwillkürlich seine beiden Fäuste zeigend, als wolle er Jeden, den er für einen Feind Slüters halte, damit zu Boden schlagen.

„Bin zwar im Allgemeinen auch Eurer Ansicht, lieben Freunde und Glaubensgenossen, doch will es mir scheinen, als sollten wir vorerst doch noch nicht

allzu schroff auftreten. Gar Mancher ist ein treuer Anhänger unserer reinen Lehre und vermag solcher unter der Hand mannigfachen Nutzen und große Verbreitung zu verschaffen, und doch erlauben es ihm seine privaten Verhältnisse, über die er unmöglich gebieten kann, noch nicht, sich ohne Scheu öffentlich als solcher zu bekennen. Es wäre nicht allein hart und ungerecht gegen ihn, sondern auch im hohen Grade schädlich für die Ausbreitung des Lutherthums, wollten wir ihn nun deshalb ohne Weiteres aus unserer Gemeinschaft verbannen, weil er bei diesen, für Slüters Wiederkehr zu veranstaltenden Empfangsfeierlichkeiten nicht uns sich anschließen kann. „Allzu scharf macht schartig," ist ein alter guter Spruch, dessen Wahrheit Ihr, Gevatter Roloff, gewiß schon oft erprobt haben werdet, wenn Ihr Eure Klingen schärft," sprach nun mit einem schlauen Lächeln auf seinem runden, rothen Gesichte der Badermeister Schmidt.

Und wie es fast immer geschah, behielt er auch diesmal wieder Recht, trotz einzelner Widersprüche drang seine Ansicht in der Versammlung durch und es ward beschlossen, eine Theilnahme an diesen Feierlichkeiten nicht zur unumstößlichen Pflicht jedes Anhängers der neuen Lehre zu machen.

Das Erste nun, was die hier Vereinigten be-

schlossen, war eine hinreichende und ansehnliche Eskorte gen Güstrow zu senden, um Slüter sicher unter deren Schutz nach Rostock zu geleiten. Konnte man bei der Gesinnung seiner vielen heftigen Gegner doch befürchten, daß diese einen Hinterhalt legen würden, um den so bitter gehaßten Mann zu überfallen und entweder zu tödten, oder in ein Burgverließ irgend eines fernen Schlosses eines katholischen Edelmanns zu schleppen, wo er dann Jahre lang in verborgener Gefangenschaft, ohne daß Sonne und Mond ihn beschiene, schmachten mochte. Dergleichen Ueberfälle und Gefangennehmungen gehörten in jener Zeit keineswegs zu den Seltenheiten. Auch glaubte man wohl nicht mit Unrecht, daß es sowohl in Güstrow im herzoglichen Hoflager, wie auch weithin im ganzen Lande Mecklenburg einen besonders guten Eindruck machen würde, wenn Slüter mit einer möglichst zahlreichen festlichen Eskorte abgeholt und gen Rostock geleitet werde.

Einige Brauer, Fleischhauer und Müller unter der Versammlung, die Alle ihres Geschäftes wegen Pferde halten mußten, unternahmen es nun, an dreißig schwer bewaffnete und gut berittene Mann zusammenzubringen, welche als Begleitschaar Slüter sicher von Güstrow nach seinem Reiseziel geleiten wollten. Der Bierbrauer Swarnekow aus der Kosfelder-

straße, ein kräftig gewachsener Mann, der sich gerne in allerlei ritterlichen Künsten hervorzuthun liebte, ward auserwählt, dieser Schaar als Anführer zu dienen.

Im weitern Verlauf dieser Zusammenkunft im Peter Schmidt'schen Hause ward nun noch beschlossen, daß sich alle Verehrer Slüters, die es irgendwie vermöchten, draußen vor der Stadt hinter dem Mühlendamm aufstellen, dort zur bestimmten Stunde den geliebten Lehrer erwarten und dann paarweise geordnet, in langem, festlichem Zug durch das Mühlenthor nach dem Altmarkt und in sein Haus am St. Petri-Kirchhof geleiten möchten. Weitere Demonstrationen wollte man absichtlich vermeiden, um die papistische Partei nicht dadurch zum Zank und Hader anzureizen.

Ein schöner heiterer Frühlingstag, wie solcher an den Gestaden der Ostsee gerade nicht allzuhäufig vorzukommen pflegt, lachte auf die Erde hernieder, als gegen Mittag ein voraufgesandter Reiter auf schweiß- und staubbedecktem, müdem Roß in das Haus des Baders Schmidt die frohe Botschaft brachte, daß Slüter schon unweit Kessin angelangt sei und binnen einer Stunde am Weichbilde der Stadt eintreffen würde. Um weiteres Aufsehen zu vermeiden, hatten sich seine Anhänger bisher einzeln in vorher bestimm-

ten Scheukstuben zusammengefunden und gingen nun nach dem verabredeten Platz außerhalb des Mühlendammes, wo sie sich aufstellten. Da viele Dienstboten, Knechte und Gesellen, die entschieden zu den wärmsten Bekennern der neuen Lehre gehörten, an diesem Werktage ihre Arbeit nicht verlassen durften, so mochte die Zahl der jetzt hier versammelten Männer nicht viel über einige Hundert betragen. Fast größtentheils gehörten sie dem mittleren Handwerker- und Bürgerstande an, denn von den angesehenen Raths- oder reichen Handelsherren oder aus den vornehmen Geschlechtern der Stadt oder den Professoren der Universität befand sich Niemand darunter. Am zahlreichsten waren die Schiffbauer und Hafenarbeiter vertreten, da von den eigentlichen Seefahrern, die fast durchweg treue Lutheraner geworden waren, sich Viele schon in ihrem Berufe, auf den verschiedenen Meeren Europas umherschwimmend, befanden. Auch der alte, biedere, ehrenhafte Schiffer Bradhering mußte zu seinem größten Bedauern leider bei dieser feierlichen Einholung des von ihm so hoch verehrten Predigers fehlen. Die Nothwendigkeit hatte ihn gezwungen, wenige Tage vorher mit dem von ihm geführten Schiffe nach Archangel abzusegeln, von dort eine La-

dung Wallfischthran für den Bedarf der fleißigen Rostocker Hausfrauen abzuholen.

War nun auch der größte Theil des jungen Seevolkes, in alle Richtungen der Windrose zerstreut, abwesend, so hatten doch die älteren Bootsleute und Fischer es sich nicht nehmen lassen, an dem bestimmten Platze zu erscheinen. Aus dem Fischer- und Gärberbruch war beinahe Haus bei Haus vertreten.

Eine eigene Abtheilung bildeten einige dreißig Warnemünder Lootsen und Seefischer, die in ihren Booten die Warnow herauf bis zur Stadt gesegelt waren, um an diesem Fest- und Ehrentage des hochverehrten Mannes, der ihnen zuerst die reine hohe Lehre der Reformation verkündet hatte, nicht zu fehlen. Auch der alte stelzfüßige Wegner, von seiner Frau und Gundula geleitet, war an diesem Tage nach der Stadt gekommen, da ihm seine fehlenden Beine aber nicht gestatteten, an dem Zuge selbst Theil zu nehmen, so hatte er im Peter Schmidt'schen Hause, an welchem dieser vorüberging, einen Platz gefunden, so daß er das Ganze von dort bequem übersehen konnte. Die bescheidene, sittige Anmuth Gundulas hatte dieser schon längst die Zuneigung der Tochter Schmidts, der klugen und gewandten und selbst auf den Vater einflußreichen Jungfer Suse gewonnen, so daß das Warne-

münder Fischermädchen schon seit Jahren niemals zur Stadt kam, ohne im Schmidt'schen Hause ein gastliches Unterschlupf zu finden und bei einem Krug Warmbier dort ein Stündlein mit der redegewandten Jungfer Suse zu verplaudern. Zwar waren Seebäder und Seeluftkuren zu jener Zeit noch nirgends gebräuchlich, und ein Besuch der Stadtbewohner in den entlegenen dürftigen Hafenort fand, außer bei denen, die Geschäfte dahin führten, nur äußerst selten statt. An schönen, heitern Sommertagen kam es jedoch wohl mitunter vor, daß ganze Familien oder befreundete Gesellschaften sich ein oder mehrere Segelboote mietheten, solche mit Proviant aller Art reich beluden, wobei vorzüglich die inhaltsvollen Wein- oder Bierfässer nicht fehlen durften, und nun eine gemeinsame Lustfahrt auf der klaren, breiten Warnow nach Warnemünde anstellten, dort das Meer in seiner steten gewaltigen Pracht anstaunten und am Abend dann wieder lustig und guter Dinge nach ihrer alten, vielthürmigen Vaterstadt zurücksegelten. Gerade Jungfer Suse, die eine große Freundin des Meeres war, hatte solche Fahrten, so oft sie dies nur irgend vermochte, gerne unternommen. Bei diesen Gelegenheiten war sie denn eine stete Besucherin der Wegner'schen Familie gewesen. Der alte Wegner hatte es sich nicht nehmen

lassen, sie in seinem Boote weit hinaus auf das Meer zu fahren, und seine Frau gewiß stets die frischesten Steinbutten oder fettesten Lachse für den geehrten Gast recht schmackhaft in Seewasser gekocht. So war denn allmälig zwischen der hübschen, frischen Gundula Wegner und der kleinen verwachsenen, aber klugen und charaktervollen Suse Schmidt ein näheres Verhältniß eingetreten, als dies sonst wohl zwischen einem Fischermädchen und einer städtischen Bürgertochter so leicht zu geschehen pflegte. Dazu kam, daß in den letzten Jahren die gleiche glühende Verehrung für den Magister Slüter und der rege Eifer für die von ihm gepredigten Lehren die beiden Mädchen noch näher mit einander verbunden hatte.

Alle die Männer, welche sich jetzt an der Scheide des städtischen Weichbildes gegen das Dorf Kessin zu versammelten, waren in den besten, feiertäglichen Gewändern und führten nach der Sitte jener Zeit insgesammt ihre Schwerter an der Seite. Als äußeres Zeichen jedoch, daß ihre Vereinigung eine friedliche sei und sie nur den holden Frieden, nicht aber den bösen Parteihader in die Stadt zurückführen wollten, trugen sie nach des Baders Peter Schmidt weiser Anordnung frische, weiß abgeschälte Weidenstäbe, an deren oberem Ende grüne Zweige und aufblühende Blu-

men, so gut man solche im Maimonat in dem an Gärten sehr armen Rostock bekommen konnte, befestigt waren, in ihrer rechten Hand.

Einen stattlichen Anblick gewährten in der That diese Männer, und zwar weniger durch den Glanz ihrer Kleider oder die Pracht ihrer sonstigen Ausrüstung, denn diese war eine höchst bescheidene, als vielmehr durch den Ausdruck der Kraft und Würde, der sich bei den Meisten von ihnen zeigte. Viele starke, fast martialische Gestalten mit ausdrucksvollen, männlichen Gesichtern, denen die dichten Vollbärte, welche damals üblich waren, ein sehr solides Aussehen gaben, befanden sich darunter. Es war der Kern jenes kräftigen, unabhängigen, tüchtigen Bürgerthums, das im Mittelalter eine so hohe Zierde unserer größeren norddeutschen Städte bildete und in der Stiftung des weit und breit berühmten, über Jahrhunderte lang so mächtigen Hansabundes seinen höchsten Ausdruck fand.

Noch nicht lange hatte sich die Versammlung an dem bezeichneten Platze eingefunden, so verkündete eine starke Staubwolke, die auf der Landstraße aufstieg, daß sich die Erwarteten nahten. Ein einfacher, mit einem Leinwanddach überzogener Leiterwagen, der zugleich seine geringen Habseligkeiten enthielt, war das

Fuhrwerk Slüters, hinter dem seine Eskorte paarweise geordnet und vom Brauermeister Schwarnekow, der auf seinem mächtigen friesischen Rapphengst sehr stattlich aussah, ganz feld- und kriegsmäßig befehligt, folgte. Ein lautes, dreimaliges, so recht aus vollem Herzen dringendes: „Hoch unser Magister Slüter, der Verkündiger der neuen Lehre, der Prediger des reinen Evangeliums in unserer Stadt Rostock," begrüßte den Ankommenden.

Mit rascher, jugendlicher Gewandtheit sprang der so Begrüßte von seinem Wagen, umarmte zuerst mit sichtlicher Freude den Bader Schmidt, seinen alten Gastfreund, und einige ihm persönlich näher befreundete Männer unter den Anwesenden und hielt dann, einen hohen Grabenborte am Wege als Rednerbühne benutzend, eine kurze, inhaltsvolle, so recht zu dem Herzen Aller dringende Rede.

„Lieben Freunde und Jünger der reinen Lehre, wie solche von unserm großen Meister und Lehrer Martin Luther zu Wittenberg zuerst der von den Banden des römischen Papismus gefesselten Christenheit verkündet wurde. Eure zahlreiche Anwesenheit ist mir ein freudiges Zeichen, daß Ihr fest und getreu geblieben seid dem Glauben, welchen ich, ein schwaches Glied unserer Kirche, einst Euch predigte. Als meine

treuen Anhänger vor länger denn Jahresfrist mir das letzte Geleit auch gerade bis zu dieser selben Stelle gaben und ich mit tiefer Trauer im Herzen Abschied von ihnen auf ein ungewisses Wiedersehen nehmen mußte, da sprach ich die dringende Bitte aus, sie möchten treu der Lehre bleiben, die ich ihnen gepredigt hatte, und nicht wanken und weichen in diesem wahren Glauben, sollten auch der Feinde Bosheiten von allen Seiten sie umdräuen und kein Mittel unversucht bleiben, um sie zu Abtrünnigen zu machen. Und gar herrlich und stolz sind diese meine Hoffnungen bisher erfüllt worden, und wenn auch diese Getreuen gar manche schwere Drangsale von ihren mächtigen und erbitterten Feinden erdulden mußten, so hat sich doch weder ihre Zahl vermindert, noch ihre Standhaftigkeit verringert. Gepriesen sei der Herr in Ewigkeit für diesen reichen Segen, den seine Gnade unsern Bestrebungen spendete. So laßt uns denn nun mit neuen Kräften und frischem Muthe an dem hohen Werke, was wir begonnen haben, fortarbeiten. Noch sehr Vieles bleibt uns dabei zu thun übrig, noch manche Anfechtungen und Verfolgungen aller Art werden uns zu stören und unsere Festigkeit zu prüfen versuchen, denn groß ist noch immer unserer Feinde Zahl, mächtig ihr Entschluß und erbitterter denn je

ihr Haß gegen uns. Doch hat Gottes Gnade uns bis hieher beschützt, so wird sie auch ferner unseren Bemühungen ihren gesegneten Beistand verleihen, das dürfen wir mit Zuversicht hoffen.

„Ich, meine lieben Freunde und treuen Anhänger, werde fortan stets in Eurer Mitte weilen und nichts anderes, als die roheste Gewalt, soll mich aus Eurem Kreise reißen, und nur als Todter werde ich unser altes Rostock wieder verlassen, das verspreche ich Euch hiermit fest mit meinem ehrlichen Manneswort. So möge denn der Herr meinen jetzigen Einzug in diese Stadt segnen und nun laßt uns vereint unser Gebet ihm darbringen.“ Mit diesen Worten beugte Slüter seine Kniee und sprach das Vaterunser, und seinem Beispiele folgend, beugten alle diese robusten, muthigen Männer sich ebenfalls und beteten in lautem, vollem Chor die Worte des Gebetes nach, die Slüter langsam ihnen vorsprach. Es war ein außergewöhnlich feierlicher Anblick, diese Hunderte von Lutheranern auf grünem Felde unter Gottes weitem Himmelszelte mit tiefer Inbrunst ihre Andacht feiern zu sehen.

In frischer Lust dem Schöpfer ihr Frühlingslied darbringend, schwangen zahlreiche Lerchen sich dabei in den blauen Aether, und gleich ferner Musik aus einer bessern Welt ertönte ihr reiner Gesang von jener

Höhe, während der Nachtigallen Chor aus den Büschen an den Ufern der Warnow, und anderer lieblichen Sänger des Frühlings, von denen damals Felder und Wälder ungleich zahlreicher belebt waren, als dies leider in unserer Jetztzeit der Fall ist, gar süßtönend erklang. In hellstrahlendem Goldglanze schimmerten die Kreuze auf den vielen hohen Thürmen und andern großen Gebäuden der guten Stadt Rostock, von der untergehenden Sonne beleuchtet, weithin über die Flur und des Flusses blauer Spiegel schlängelte sich in vielgekrümmtem Lauf durch die im ersten Frühlingsgrün blühenden Wiesen, die sein Ufer auf beiden Seiten einsäumten. Alle Reize, die ein milder Maiabend mit frischem Grün, goldig-rothem Sonnenuntergang und vieltönigem Vogelgesang nur im deutschen Norden zu entfalten vermag, zeigte die Natur am heutigen Abend in selten vereinter Weise, als wolle sie gleichsam auch ihre Gaben in reichster Fülle zum Feste der Rückkehr Slüters spenden. Sollte doch auch nicht allein der Stadt, sondern dem ganzen mecklenburgischen Lande ein reicher schöner Frühling der geistigen Freiheit und der reinen Erkenntniß des Evangeliums von jenem Tage an erblühen.

Nach Meister Schmidt's Anordnung setzte sich nun der lange Zug zum festlichen Eintritt in die Mauern

der Stadt in Bewegung. Voran zog gleichsam als Zeichen der Kraft und des Muthes und daß man nöthigenfalls nicht allein den Willen, zugleich auch die Stärke besitze, rohe Gewalt wieder mit Gewalt zu bekämpfen und das Schwert dem Schwerte entgegen zu setzen, das kleine Geschwader der bewaffneten Reiter, was jetzt wohl an vierzig Mann zählen mochte. Den Lederkoller um die breite Brust, die Pickelhaube auf das bärtige männliche Antlitz, das lange massive Reiterschwert, welches Mancher schon wiederholt mit kräftiger Faust im blutigen Streite geschwungen hatte, an der Seite, saßen diese kernhaften Bürger in fester Haltung auf ihren plumpen, wohlgenährten Rossen. Gar mancher Reichsfürst konnte kein gleiches Geschwader gut gerüsteter Reiter in den Sattel bringen.

Nach diesen Reitern kamen nun reihenweise nach den Innungen, denen sie angehörten, oder den Geschäften, die sie trieben, geordnet, die übrigen Männer, welche zum Empfang sich bis zur Kessiner Feldscheide hinaus begeben hatten. Hinter diesem langen Zuge schritt nun Slüter, der seinen Wagen verlassen hatte, in dem einfach schwarzen Chorrock, wie ihn Luther bei der ersten Kanzelbesteigung angelegt hatte und der in Folge hiervon bei feierlichen Amtsverrichtungen die Tracht der lutherischen Prediger bildete.

Der Katholicismus mit seinem, auf die äußeren Sinne der Menschen berechneten Kirchenpomp gab seinen Geistlichen in hellen Farben schimmernde, mit Gold- und Silberstickereien oft fast überladene Meßgewänder, der einfach ernste Protestantismus, der im Gefühl seiner inneren Kraft jeden äußeren Schmuck verschmähte, hingegen nur diese dunkle Amtskleidung. Charakterisirte dieser äußere Unterschied doch schon ganz bezeichnend den tiefen Gegensatz, der zwischen beiden getrennten Confessionen unserer christlichen Kirche auch jetzt noch in unserer Gegenwart besteht.

Das edle, von den vielen geistigen Arbeiten in der Studirstube und den steten inneren Sorgen und Kämpfen vor der Zeit gebleichte Antlitz des Magisters zeigte bei dem jetzigen Einzug eine leise Röthe der Freude. Begeistert glänzte sein klares, blaues Auge und ein Ausdruck der Zufriedenheit in der Gegenwart und der Hoffnung auf die Zukunft, vor Allem aber des tiefsten Dankgefühles gegen Gott, den allmächtigen Lenker der Schicksale des Menschen, dessen Gnade allein er diesen heutigen Ehrentag verdankte, erglänzte darin. Als Sinnbild der Waffe, mit der er auf's Neue den Kampf gegen seine übermüthigen Feinde in Rostock beginnen wollte und werde, hielt der Reformator eine schön in schwarzem Sammet gebundene,

oben mit einem silbernen Kreuz verzierte Bibel in der deutschen Uebersetzung — wie solche das unsterbliche Werk Luthers war — in seiner Hand. Es war dies ein festliches Abschiedsgeschenk gewesen, welches ein kleiner Kreis von Jüngern der neuen Lehre dem Magister bei seinem Scheiden aus Güstrow gewidmet hatte. Hinter Slüter folgte nun wieder ein langer Zug seiner Verehrer mit den weißen Stäben in der Hand, bis ein Dutzend gewappneter Reiter das Ganze schloß. Letzteres war eine gebotene Vorsicht, da sich das Gerücht verbreitet hatte, ein Haufe fanatischer Katholiken wolle einen gewaltsamen Angriff auf Slüter bei seinem Eintritt in die Stadt versuchen.

Der letzte Strahl der untergehenden Sonne traf noch so eben das Kreuz auf der Spitze des hohen Thurmes der Kirche zu St. Petri, als der Zug über den schmalen Mühlendamm langsam sich nähernd, an dem Thore dieses Stadttheils anlangte. Im Grunde ihres Herzens hätten gar manche Mitglieder eines hohen Rathes gar gerne die schwere eisenbeschlagene Pforte des Thores dem Manne, der jetzt mit festlichem Gefolge seinen Wiedereinzug feierte, verschlossen und mit den alten Feuerschlünden, die oben aus den Schießscharten der dicken Wallmauern trotzig herabschauten, ihm einen Tod und Verderben sprühenden

Gruß entgegen gesandt, allein theils die Furcht vor dem Zorn des Herzog Heinrich, der bei so entschiedener Widersetzlichkeit den Handel und Verkehr Rostocks im mecklenburgischen Lande gar schwer geschädigt haben würde, und mehr wohl noch die gerechte Scheu vor den inneren Kämpfen, die in solchem Falle unzweifelhaft entbrannt sein würden, hielt sie von solchem Beginnen zurück.

So hatte man sich denn begnügt, das Thor mit einer verdoppelten Wache der Stadtsöldner unter dem Rottmeister Horwath zu besetzen. Wenn Blicke Dolche gewesen wären und böse Mißgunst einen Menschen hätte tödten können, so wäre Slüter in diesem Augenblicke gewiß eines zehnfachen Todes gestorben, mit solcher grimmigen Wuth schaute dieser Anführer der Wache ihn an. Auch manche eifrige Papisten hatten sich vor dem Thore in dichte Haufen zusammengerottet und ein Pfeifen und Zischen, mitunter auch wohl ein höhnisches Spottwort oder der Ruf: „Da kommt der verruchte Antichrist,“ oder: „seht den schwarzen lutherischen Ketzer an, der unsern wahren, römisch-katholischen Glauben schädigen will und viele tausend Jahre dafür wird im Höllenfeuer braten müssen,“ erscholl aus ihrem Munde. Manchmal wollte hier und dort Einer der Reiter des Zuges auf solchen

frechen Spötter einsprengen und wiederholt zuckte eine kräftige Faust nach dem Schwerte, um mit der blanken Klinge den Lästermund für immer zu stopfen, allein Slüter hatte noch vor seinem Einzuge alle seine Freunde dringend gebeten, jeglichen Spott und Hohn ohne Weiteres schweigend über sich ergehen und jede solche Rede gänzlich unbeantwortet zu lassen, und nur bei wirklichen Angriffen und wenn eine ernsthafte Gefahr drohe, mannhaften Widerstand zu leisten. „Mein Einzug in Eure Stadt soll ein Fest des Friedens sein und nicht durch Bürgerblut befleckt werden,“ hatten seine Worte noch gelautet. So bezwangen denn alle Männer seines Gefolges, oft nach hartem, innerem Kampf, ihren gerechten Zorn und Unmuth und setzten allen solchen pöbelhaften Schimpfworten und hämischen Spöttereien der fanatischen Partei nur schweigende Verachtung und die Ruhe der besseren Ueberzeugung entgegen.

Der Zug, der Slüter geleitete, mußte bei dem Hause des Peter Schmidt vorbei. Zwar war es zu damaliger Zeit noch keine Sitte, daß weißgekleidete Jungfrauen Blumen streuten und festliche Kränze überreichten, und von langen, auf Atlasstreifen gedruckten Festgedichten war auch noch keine Spur zu finden, allein, von dem Drange ihres Herzens getrieben, hatte

Suse, die Tochter des alten Baders, sich doch vor die Thür des Vaterhauses hingestellt, den theuren Freund zu begrüßen. Im langen, inbrünstigen Gebete hatte das arme Mädchen noch zuvor in ihrer Kammer den Lenker aller Menschenherzen angefleht, daß er ihr Kraft verleihen möge, auch nicht durch die leiseste Miene und kein Wort noch äußeres Zeichen die heiße Liebe zu verrathen, die sie in ihrer Brust für Slüter, ihren früheren zweijährigen Tischgenossen stets gefühlt. Sie wußte ja, daß ihre Liebe doch für alle ferneren Zeiten eine hoffnungslose bleiben werde und die Mißgestalt ihres Körpers, die ein böses Verhängniß ihr verliehen, sie nicht dazu befähige, jemals zärtlichere Gefühle von einem Manne zu erringen.

„Lieben, wie ich ihn liebe, kann und wird Slüter mich nimmer, aber achten und ehren als seine treuste und uneigennützigste Freundin soll er mich stets, und mein ganzes ferneres Bestreben soll nur darauf gerichtet sein, ihm Nutzen zu bringen, die hinterlistigen Bestrebungen seiner Feinde zu überwachen und so viel ich vermag zu vereiteln, und was in meinen Kräften steht, sein Leben zu erheitern." Und wie sie diesen Entschluß nur gefaßt hatte, da strahlte auch ihr Gesicht wieder von der früheren Heiterkeit und der alte, frohe lebendige Geist blitzte in ihrem seelenvollen Auge.

In dem Hause Peter Schmidts hatten sich auch viele Freunde Slüters, denen Alter, Körperleiden, oder sonstige Hindernisse es nicht gestatteten, sich an dem Einholungszuge zu betheiligen, versammelt. So hatte auch der alte Fischer Wegner aus Warnemünde hier Platz genommen, neben ihm seine Frau mit ihrem hageren, von Wind und Wetter und steter harter Arbeit durchfurchtem Gesicht, und auch ihr frisches Töchterlein Gundel, deren liebliches Gesicht freilich den Schatten des Trübsinns zeigte, da sie von ihrem Verlobten Hinrich Wulf seit Wochen nicht das Mindeste wieder erfahren hatte, fehlte nicht. Und doch bewahrte sie in ihrem Herzen fest das Gefühl, daß er die Treue, die er ihr feierlich versprochen, auch unverbrüchlich halten werde, und nur äußere Hindernisse, nicht aber der Mangel an Liebe von seiner Seite, diese Trennung verschuldet hätten.

Auch noch verschiedene andere Frauen und Töchter Rostocker Bürger, die zu eifrigen Anhängern Slüters gehörten, hatten sich im Schmidt'schen Hause eingefunden, so daß alle Fenster Kopf an Kopf dicht besetzt waren.

Ein junges Bürgermädchen, Katharina Gelem, eine gute Freundin von Suse Schmidt, befand sich darunter. Sie war die Stieftochter des lahmen Ge=

wandschneiders Sievers in der Eselspförtner Straße und führte, da ihre Mutter gestorben, bei ihrem Stiefvater den ziemlich weitläuftigen Haushalt, da zu jener Zeit alle Gesellen und Lehrburschen Kost und Wohnung im Hause des Meisters stets erhielten.

Die Jungfrau Catharina Gelem, um einige Jahre jünger als ihre Freundin, war ein geistig hochbegabtes Mädchen und dabei von tiefem Gefühl. Sie hatte für eine Bürgertochter außergewöhnliche Kenntnisse und in den wenigen Mußestunden, welche ihr bei ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit übrig blieben, war ihre Hauptbeschäftigung das Lesen der heiligen Schrift in der deutschen Uebersetzung Luthers, von der sie sich mit vieler Mühe und großen Kosten ein Exemplar zu verschaffen gewußt. Stets hatte sie zu den schwärmerischsten Anhängerinnen Slüters gehört und obgleich ihr Vater gerade am entgegengesetzten Ende der Stadt wohnte, es doch gewiß an keinem Sonntag versäumt, den weiten Weg bis zur Kirche zu St. Petri zurückzulegen, sobald sie nur seine Predigten dort hören konnte. Von Antlitz und Körpergestalt war Catharina, oder wie sie allgemein von ihren Freundinnen genannt wurde, Käthe, eigentlich nicht besonders schön. Sie hatte eine zu feine und zierliche Figur, um dem damaligen Geschmack, der auch bei den Frauen große

und volle Formen liebte, zu genügen. Ihr Gesicht war sehr zart und edel geformt, allein die Farbe zu bleich und nur die tiefblauen Augen von einem seltenen geistigen Ausdruck, wie auch das reiche dunkle Haar, welches sie hinten im Nacken in einen vollen Knoten geschlungen trug, verliehen ihr einen besonderen Reiz. Einem zarten Veilchen im grünen Walde, was von der großen Menge gar leicht übersehen, ja sogar nichtachtend mit dem Fuß getreten wird, dem aber, der mit sinnigem Blick es gefunden hat, oft viel köstlicher dünkt, als manche bunt prangende Prachtblume im wohlgepflegten, künstlichen Ziergarten, glich dies anmuthige Schneidertöchterlein. Der heutige Einzug Slüters in ihre Vaterstadt war ein so freudiger Festtag für dies junge Mädchen gewesen, wie sie bisher noch niemals einen solchen gefeiert hatte. Tief hatte sie über die Verbannung desselben getrauert und sie jubelte nun desto freudiger über seine Wiederkehr. Zwar kannte sie Slüter nur von seinem Auftreten auf der Kanzel her und hatte niemals eine persönliche Annäherung mit ihm gehabt, und doch nahm er einen besonderen Platz in ihrem jungfräulichen Herzen ein. Was sie nur an einem Manne sich Edles und Hohes und geistig Hervorragendes denken konnte, das mußte nach ihrer festen Ueber-

zeugung auch Glüter in seltener Vereinigung besitzen und es schien ihr fast unmöglich, daß irgendwie eine niedere oder gar gemeine Eigenschaft ihm ankleben könne. Es war keine Eitelkeit, eher ein fast unbewußter Trieb, daß Käthe zu dem heutigen Festtage, an dem sie des Reformators Einzug aus dem Schmidtschen Hause mit ansehen durfte, sich auch besonders festlich angethan hatte. Ihr Vater, als wohlhabender Gewandschneider, liebte es, sein Töchterlein so gut zu kleiden, als es die Sitte nur irgend den Töchtern eines Bürgers oder Handwerkers, der nicht zu einem vornehmen Geschlechte gehörte, gestatten mochte. So trug denn Käthe heut einen langen Rock von himmelblauem Tuch, an den Säumen und Näthen mit schwarzem Sammet künstlich ausgenäht und dazu ein Mieder von feinem schwarzen Tuch mit Rosetten von derselben Farbe wie der Rock, was den jungfräulichen Busen bis zum Halse eng umschloß und dort von einer zierlichen weißen Halskrause eingefaßt war. Ihr reiches braunes Haar, nach hinten in einen vollen Knoten geflochten, war am Vorderkopfe durch eine kleine niedere, eng anschließende Mütze von blauem Tuch, mit schwarzen Nähten verbrämt, bedeckt; eine Kopfbedeckung, die damals häufig von wohlhabenden Bürgertöchtern getragen wurde. Gerade diese dunkle

Mütze ließ die feinen edlen Gesichtszüge von Käthe besonders vortheilhaft hervortreten. Mußte sie doch auch für die außerordentliche Sorgfalt, die sie auf ihren heutigen Putz verwendet hatte, einige gutmüthige Neckereien der Suse Schmidt sich gefallen lassen, die, wie immer, so auch heute wieder ihr einfach schmuckes Gewand von dunkelgrauem unverzierten Stoff nicht abgelegt hatte.

„Hast Dich ja herausgeputzt, lieb Käthe, als gehörtest Du gar zu einem vornehmen Geschlechte und Dein Vater, der Gewandschneider, sei zu einem Rathsherrn erkurt worden und feiere am heutigen Tage den festlichen Rathsherrnschmaus. Gilt das Alles dem Magister Slüter, oder willst Du noch später vielleicht eine andere Festlichkeit besuchen?" meinte sie lächelnd.

Hoch erröthete Käthe über den Scherz der Freundin, und obgleich für gewöhnlich die Worte ihr ganz wohlgesetzt aus dem Munde flossen, wußte sie doch im Augenblicke keine passende Erwiderung darauf zu finden.

„Nun laß nur gut sein, der Slüter verdient es auch, daß seine Wiederkehr am heutigen Tage zu einem außergewöhnlichen Feste gemacht wird, zu dem sich die Mädchen in der ganzen Stadt mit ihren besten

Gewändern putzen, und wenn sein Auge gleich beim Eintritt in unsere Thore etwas Hübsches sieht, so kann man sich darüber freuen. — Bei mir freilich würde er auch trotz des glänzendsten Brokatkleides nicht allzu viel Wohlgefälliges sehen und darum bin ich, wie immer, in meinem grauen Hausrock geblieben," beruhigte Suse wieder ihre junge Freundin und eine gewisse wehmüthige Resignation klang aus dieser Rede hervor.

Der lange Zug, der Slüter das Geleite gab, war inzwischen durch die niedere Wölbung des alten dunkelen Mühlenthors in die innere Stadt eingetreten. Vor dem Hause des Baders Peter Schmidt, in dem er ja früher zwei Jahre hindurch ein gastliches Mittagsmahl gefunden und was ihm überhaupt ja stets als eine so wahre Heimathsstätte gegolten hatte, machte der Magister einen Augenblick Halt. Zu viele liebe treue Gesichter sah er daselbst vereint, als daß sein Fuß ohne Säumen bei ihnen vorüberzugehen vermochte.

„Jungfer Suse, meine liebe treue Pflegerin, der ich immer so Vieles, nicht allein an Nahrung des Körpers, sondern auch Stärkung meines Geistes in gar manchen schweren, trüben Stunden verdankte, welch' eine wahre Freude empfinde ich jetzt, Euch wohl und

gesund wiederzusehen und Euch so recht aus vollem Herzen die Hand schütteln zu dürfen. Gepriesen sei des Herrn Gnade, daß ich mich dieses Augenblickes erfreuen darf," rief er, aufs Freudigste erregt, aus, dabei die Rechte des Mädchens so recht herzlich umfassend.

„Und auch Ihr, alter, wackerer Wegner, seid mit Frau und Kind von Warnemünde heraufgekommen! Das ist ja ebenfalls eine wahre Freude für mich, Euch Alle hier sogleich begrüßen zu können. Ich hoffe, Ihr Strandbewohner kommt fortan wieder recht fleißig zu meiner Predigt in die Kirche zu St. Petri und vergeßt überhaupt nicht, daß in dem Pfarrhause daneben ein wahrer und treuer Freund von Euch wohnt, der, soviel in seinen Kräften steht, Euch in allen Fällen mit Rath und That getreulich helfen will." Und dabei schüttelte seine Rechte wahrhaft innig die ihm entgegengestreckten Hände Aller. Plötzlich fiel sein Auge auf die etwas verschämt in den Hintergrund zurückgetretene Käthe. Ein ganz seltsames Gefühl, wie er solches bisher noch niemals bei dem Anblick eines jungen Mädchens empfunden hatte, durchzuckte schnell sein Herz und eine tiefe Röthe überflog sein Gesicht, um ebenso bald wieder zu verschwinden.

„Und wer ist denn dort das junge Mädchen mit dem kastanienbraunen Haar, die hinter Eurer Tochter Suse steht, Meister Schmidt? Sieht sie doch in ihrer verschämten Jungfräulichkeit so lieblich aus, wie ein frisches Rosenknösplein, was so eben in einer milden Maiennacht sich dem Schooß der Blätter entwand," frug er den Bader, der sich jetzt neben ihn gestellt hatte. Ein aufmerksamer Beobachter hätte hierbei hören können, daß eine gewisse innere Befangenheit in seiner Stimme zitterte.

„Die Jungfrau Katharina Gelem, eine Stieftochter des Euch wohlbekannten Gewandschneiders Jochen Sievers in der Eselspförtnerstraße, ist es, Herr Magister. Die Käthe steht mit meiner Tochter Suse, trotz des Unterschieds der Jahre, in guter Freundschaft, und da sie große Stücke auf Euch hält und sogar selbst sehr fleißig in der Bibel liest, die sie sich angeschafft hat, so wollte sie Euren Einzug von meinem Hause aus mit ansehen," antwortete dieser.

Es war ein frohes Gefühl, welches Slüter bei diesen Worten empfand, und hätte der dicke Peter Schmidt ihm gesagt, daß sogar einige Herren des hohen Rathes der Hansestadt herbeigeeilt wären, um ihn ihre Ehrfurcht zu bezeigen, so hätte er nicht den freudigen Stolz darüber empfunden, als jetzt, da er

hörte, daß diese junge Schneidertochter den weitentfernten Weg von ihrer Wohnung bis zum Hause des Baders gemacht, nur um ihn so früh als möglich sehen zu können. Was hatte er, der ernste Mann, der seine Zeit bisher beständig den angestrengtesten Studien gewidmet, der mit der ganzen vollen Kraft seines Geistes in rastloser Thätigkeit für die Ausbreitung der reinen Lehre Luthers gewirkt, bisher wohl von der Liebe Macht viel gewußt! Und doch sollte er auch hierin das Loos jedes Menschen theilen und ihr beseligender Strahl sein noch so unberührtes Herz desto kräftiger treffen. Die ferneren Schicksale seines Lebens sollten von diesem Augenblicke des Stillhaltens vor dem Hause des Bademeisters eine andere Gestaltung nehmen und ein neues Glück, an das er bisher noch niemals gedacht hatte, ihm daraus erblühen.

Nach diesem kurzen Aufenthalt vor dem Schmidtschen Hause setzte sich der Zug nun weiter über den Altmarkt nach der Kirche zu St. Petri in Bewegung. Ein starker Haufe von Slüters Anhängern, größtentheils Hafenarbeiter, die vor der Feierabendstunde nicht von ihrer Arbeit fortbleiben und somit nicht bei der Einholung sich betheiligen konnten, hatte sich hier aufgestellt, und ihre Haltung flößte einer Schaar

Papisten, die auf der anderen Seite des Marktes Posto faßten, in der Absicht, arge Ruhestörungen zu veranlassen, solche Achtung ein, daß sie ihren anfänglichen Plan wohlweislich aufgaben.

Da die Dunkelheit inzwischen hereingebrochen war, so hatten die Slüterianer das Schiff der Kirche und hauptsächlich die Kanzel so weit mit Kerzen beleuchtet, daß der weite Raum ziemlich hell aussah. Auf Antrieb von Suse Schmidt war auch die Kanzel mit Kränzen von frischem Grün verziert worden. Kopf an Kopf drängte sich jetzt die Kirche voll und auch die letzten Plätze auf den Chören waren dicht angefüllt. Wer nur irgend in der Stadt und Umgegend sich zu der neuen Lehre bekannte, hatte es nicht versäumt, an diesem Abend die Kirche zu besuchen und die erste Dankrede des wieder zurückgekehrten Predigers Slüter zu hören. Fast aber wollte diesen die Wucht der auf ihn einstürmenden Gefühle der Freude wie des Dankes über Gottes Gnade, die ihm den Weg hierher wieder gebahnt hatte, überwältigen, als er die Stufen zu der Kanzel, von der er früher schon oft seiner andächtig lauschenden Gemeinde die Sätze der neuen gereinigten Lehre verkündet hatte, beschritt. Im stummen kurzen Gebete suchte seine Seele zuvor die nöthige Fassung und dann begann er seine Pre-

digt, oder richtiger eigentlich Dankrede. Aus vollem Herzen quollen seine Worte und ihren Weg fanden sie unverkürzt wieder zu den Herzen aller Zuhörer. So oft Joachim Slüter nun auch schon bisher von der Kanzel der Kirche zu St. Petri zu seiner Gemeinde gesprochen hatte nnd so vielfach er dies auch noch später thun sollte, eine solche gewaltige Wirkung, wie diesmal, hatte seine Rede niemals, weder vorher noch nachher hervorgerufen. Selbst alte verwetterte Warnemünder Seeleute, Männer, die kaum wußten, was Nerven eigentlich zu bedeuten hätten, wurden davon so bewegt, daß sie wiederholt mit der umgekehrten Hand sich an die Augen fassen mußten, um das daraus hervordringende Naß zu trocknen, während das Schluchzen der Frauen oft so laut erscholl, daß es die Worte des Predigers fast übertönte. Kurz nur war die Rede Slüters, aber ihr Inhalt so gewichtig und ihre Wirkung so allgewaltig, daß sie Hunderte weit längerer Kanzelvorträge anderer Prediger gar reichlich aufwog.

Ein inniges Dankgefühl, daß Slüter wieder zurückgekehrt sei und sie sich fortan beständig seiner Predigten erfreuen dürften, erfüllte alle Zuhörer, als sie die Kirche verließen, um sich nach ihren in den verschiedensten Theilen der Stadt gelegenen Wohnungen

zu begeben. Von Allen aber, die jetzt den Heimweg antraten, war Keiner wohl bewegter, als Käthe, das zarte Schneidertöchterlein. Eine Fluth der gewaltigsten Eindrücke überströmte förmlich Herz und Kopf des jungen Mädchens und kaum vermochte sie ihre Gedanken so weit zu ordnen, um noch halbwegs vernünftige und zusammenhängende Antworten auf die an sie gerichteten Fragen zu ertheilen. Es war ihr ungemein erwünscht, daß ihr Vater, der in Begleitung mehrerer gleichgesinnten Nachbarn den weiten Weg von der Kirche zu St. Petri bis zu seinem Hause antrat, mit diesen in ein so lebhaftes Gespräch über die Vorzüge des neuen Glaubens vor dem des katholischen und wie weit Slüter als Kanzelredner alle anderen Prediger der Stadt überrage, sich verwickelt hatte, daß er die Tochter weiter nicht sonderlich beachtete. So konnte diese denn stumm und ohne viel durch Reden behelligt zu werden, an der Seite des Lehrbuben, der die große Hornlaterne am hohen Stabe trug, den Weg zurücklegen und bald ihr Kämmerlein aufsuchen. Aber der Schlaf, für gewöhnlich der baldige Gast des frischen, arbeitsgewohnten Mädchens, wollte sich noch gar lange nicht bei ihr einstellen, denn zu viele bunte Bilder aller Art gaukelten vor ihrem inneren Auge. Der hohe weise Lehrer,

der kühne Vorkämpfer der Reformation, der unbeirrt durch aller Feinde Schaaren das wahre Evangelium verkündete, war ihr Slüter zwar von jeher gewesen, daß sie nun aber für ihn ein neues, bisher ihr fremdes Gefühl der innigen Liebe in ihrem jugendlichen Herzen trug, empfand sie jetzt zum ersten Male. So träumte und sann Käthe in ihrem Kämmerlein gar lange nächtliche Stunden und schon begannen die wuchtigen Hammerschläge des nachbarlichen Hufschmiedes am Frühmorgen auf dem Ambos zu klirren, als der Schlummer sich ihr wenigstens für kurze Zeit auf die müden Augen niedersenkte.

Aber auch Slüter selbst war eigenthümlich bewegt, als er nach kurzem Abendimbiß im gastlichen Hause seines alten gütigen Wirthes, des Bademeisters, seinem einsamen Pfarrhause am St. Petrikirchhofe zuschritt. Die Wuth und der Haß der Papisten gegen den Reformator der Kirche in Mecklenburg war so groß, daß ein gewaltsamer nächtlicher Ueberfall auf seine Wohnung zu befürchten stand. Es hatten daher einige sechszig junge unverheirathete Anhänger seiner Lehre, größtentheils Zimmergesellen, Ankerschmiede und Taudreher auf den Schiffswerften, unter Führung des alten Schiffsbaumeisters Willgaß, einen förmlichen Bund geschlossen, daß stets abwechselnd zwei von

ihnen bei Tag und Nacht die Wache im Predigerhause halten sollten, um dergleichen Anfälle zu vereiteln. Es war im Unterstock eigens eine kleine Wachtstube eingerichtet und mit Holzbänken versehen, in welcher sich diese Wächter dann aufhalten sollten. Die Beköstigung und Besoldung derselben ward durch die Beiträge wohlhabender Bürger aufgebracht. Zum ferneren Schutz des einsamen Pfarrhauses und um einen heimlichen Einbruch zu verhüten, hatte Schiffer Bradhering zwei große dänische Doggen, die er einst von einer Reise mitgebracht, hergeschenkt. Es waren zwei riesige, silbergraue Hunde von seltener Stärke, eingehetzt auf Bären wie auf Menschen, die jeden Fremden, der sich zur Nachtzeit hätte auf dem Pfarrhofe blicken lassen, unfehlbar zerrissen. Zwar protestirte Slüter, dessen muthiger, Gott vertrauender Sinn keine Furcht kannte, anfänglich sehr bestimmt gegen diesen doppelten Schutz, allein des beredten Peter Schmidts Mund zwang ihn nach einigem Widerstreben dennoch zu deren Annahme. „Euer Leben, ehrwürdiger Herr Magister, gehört fortan nicht mehr allein Euch an, sondern unsere lutherische Gemeinde in Rostock hat auch einen Theil daran, die ohne Euch verwaiset und ihrer kräftigsten Stütze beraubt dastehen würde. Und somit überlaßt uns die Sorge um Euer

Leben und fügt Euch geduldig den Schutzmaßregeln, die wir für Eure Sicherheit für gut finden. Glaubt mir, diesen fanatischen Papisten ist nicht zu trauen und die Kerle brüten Unheil gegen Euch. Unsereins, in dessen Badstube so mancherlei Volk verkehrt, hört oft ein Vögelein singen, von denen Andere nichts wissen. Aber laßt die Hallunken nur ihre schwarzen Rachepläne schmieden, wir haben auch noch Ohren zum Hören, Augen zum Sehen und kräftige Fäuste zur Abwehr, und mit Gottes gnädigem Beistand soll Euch hier nichts geschehen und wenn alle Pfaffen der Welt, die der Papst in Rom zu kommandiren hat, gegen Euch anmarschiren sollten," schloß Peter Schmidt seine Rede. So fügte sich denn auch Slüter geduldig dieser angeordneten Bewachung von Seiten seiner treuesten Anhänger. Sollte er solche, wie die späteren Ereignisse zeigten, doch auch nur zu nothwendig gebrauchen.

Die Fürsorge der Frauen von manchen wohlhabenden Mitgliedern seiner Gemeinde hatte sein Wohnhaus so wohnlich eingerichtet, wie es die einfache Sitte jener Zeit nur kannte. In seinem Studirstüblein fehlte ein großer Tisch von blankgebeiztem Eichenholz nicht und als nennenswerther Luxus war sogar ein hochrückiger Sorgenstuhl mit braunem Leder-

polster dahin gestellt, während die übrigen Bänke und Stühle und ein Schrank zum Aufbewahren der Sachen freilich nur aus einfach gebeiztem Holz bestanden. Die grünen Kränze an der Thüre, mit denen Suses sorgsame Hand die sonst etwas öde aussehenden Räume zum Willkommen des Besitzers geschmückt hatte, verliehen dem Ganzen ein freundlich heiteres Aussehen.

Trotz der Ermüdung von der langen beschwerlichen Reise von Güstrow her konnte aber auch Slüter an diesem Abend die gewünschte Ruhe noch lange nicht finden, und Stunden lang hörten die treuen Wächter im unteren Raum ihn sein Studirstüblein mit gleichmäßigen Schritten durchmessen. Eine Fülle von Gedanken verschiedenster Art bestürmten auch seine Brust. Freude über seine Rückkehr nach Rostock, ein ungemein wohlthuendes Gefühl über den wahrhaft aufrichtigen Empfang, der ihm daselbst geworden war, und der feste innere Entschluß, die ganze geistige Kraft seines Lebens daran zu setzen, um die Lehren Luthers immer weiter und weiter zu verbreiten und sich weder durch Arglist noch offene Gewalt seiner Feinde in der Verkündigung des wahren Glaubens abschrecken zu lassen, erfüllten ihn in voller Stärke. Wie von einer geheimen Zauberkraft getrieben, trat aber dabei

stets von Neuem wieder die Erscheinung der jungen Schneidertochter Käthe, wie er sie am heutigen Tage zuerst vorm Fenster des Schmidtschen Hauses gesehen hatte, in ihrer ganzen jungfräulichen Lieblichkeit vor sein geistiges Auge. Er, der ernste Mann, dem der Minne süße Lust bisher noch niemals das Herz bewegte, mußte selbst beinahe darüber lächeln, daß seine Gedanken so oft bei einem jungen ihm gänzlich unbekannten Mädchen verweilten und doch ertappte er sich immer von Frischem wieder, daß sie trotz alles Ablenkens im raschen Fluge dahin zurückkehrten. Und unwillkürlich fast ward dabei der Wunsch nach einer trauten Häuslichkeit in ihm rege. Seine Phantasie malte es sich in gar lieblich verlockenden Bildern aus, wenn ein liebes, treues Weib als seine sorgsame Hausfrau in diesen Räumen weilen, mit umsichtiger Sorge sein Hauswesen regieren, ihm rathend und helfend zur Seite stehen, die Vertraute seiner geheimsten Gedanken, seine Stütze in allen schweren Drangsalen des Lebens, die unermüdliche Pflegerin bei etwaigen Gebresten des Körpers, wenn Gottes Wille solche über ihn verhängen sollte, sein, und er durch sie erst das wahre und höchste Glück des Lebens, wie nur eine glückliche Ehe mit einer edlen Frau und

sonst nichts auf dieser Welt dem Manne zu schaffen vermag, kennen lernen würde.

Der tyrannische Wille eines herrschsüchtigen Papstes, der sich in seinem Priesterthum eine besondere, von dem übrigen Leben des Volkes scharf getrennte Kaste bilden wollte, hatte das durch nichts gerechtfertigte Cölibat der römisch-katholischen Geistlichkeit erzwungen. Von den traurigen sittenlosen Folgen, welche solche naturwidrige Bestimmung nothwendiger Weise herbeiführen mußte, bot auch das Leben der an 200 Mönche und Geistliche aller Grade, die damals allein in Rostock sich aufhielten, nur zu viele abschreckende Beispiele. Die Klöster, statt ihrer ursprünglichen schönen Bestimmung gemäß Zufluchtsstätten für Unglückliche zu sein, die des Lebens rauhe Stürme so hart getroffen hatten, daß sie die stille Einsamkeit suchten, um ungestört von der Welt lärmendem Getreibe sich dort ihren frommen Beschäftigungen zu weihen, oder welche Jüngern der Wissenschaft ein willkommenes Asyl gewähren sollten, wurden nur zu häufig durch grobe Völlerei, Unzucht und Sittenlosigkeit mancherlei Art entweiht. Selbst in die Nonnenklöster war, trotz ihrer strengen Clausur, die Unsittlichkeit vielfach gedrungen und nur zu oft liefen im Volke Gerüchte umher, welche abschreckenden Scenen dort vorfallen sollten. Von den Weltgeist-

lichen aber hielten sich nur zu viele hübsche, junge Wirtschafterinnen und mochte das gegen den damit verbundenen Unfug erlassene, sogenannte canonische Gesetz auch noch so strenge vorschreiben, daß kein Geistlicher sich eine Wirthschafterin halten dürfe, die das dreißigste Lebensjahr noch nicht überschritten habe, so ward diese Bestimmung unter allen möglichen Vorwänden doch nur zu oft umgangen. Daß aber auch durch Mönche und Pfaffen als Hausfreunde und vertraute Beichtväter gar vielfach arge Unsittlichkeit in dem Schooß der Familien verbreitet und der eheliche Frieden dadurch gestört wurde, war eine allbekannte Thatsache. Hatte doch auch Dr. Luther aus diesem Grunde stets gegen das gezwungene Cölibat der Geistlichen strenge geeifert und seine Jünger dringend ermahnt, solches nicht zu beachten, sondern sich, wenn eine passende Gelegenheit dazu wäre, ein schmuckes, holdes Jungfräulein zur trauten Ehehälfte zu nehmen. Schon wiederholt hatten Prediger des neuen Glaubens solch erfreuliches Gebot befolgt und waren in den heiligen Stand der Ehe getreten und auch Luther selbst sollte, wie Slüter durch sichere Kunde erfahren, jetzt die ernste Absicht hegen, mit einer früheren, neuerdings heimlich aus dem Kloster getretenen Nonne, der edlen Catharina von Bora, vor den Traualtar

zu treten. Warum konnte nun auch er, Slüter, nicht solch lockendem Beispiel folgen und ebenfalls eine traute Gefährtin des Lebens in sein jetzt so einsames und ödes Pfarrhaus heimführen?! Und auf wen seine Wahl dann fallen, welche Jungfrau er um ihre Hand bitten würde, darüber hegte er von diesem Abend an keinen Zweifel mehr. Er fühlte förmlich, wie nur bei dem Gedanken, daß dies geschehen und sie, die Auserkorene, seine Hand annehmen und mit ihm vor den Traualtar treten würde, das Blut ihm rascher durch das Herz pulste und seine Wangen sich unwillkürlich höher färbten. Im Voraus war er aber überzeugt, daß seine zahlreichen Feinde eine solche Heirath zu den gehässigsten Angriffen und den boshaftesten Verläumdungen gegen ihn mit lebhaftem Eifer benutzen und der Haß der Papisten noch mehr steigen werde, wenn es hieße, der neue Prediger der Kirche zu St. Petri habe nun sogar auch das strafwürdige Verbrechen begangen, sich eine Ehefrau zu nehmen und somit ein fluchwürdiges Beispiel gegeben. Doch war nicht ohnehin dieser Haß der Papisten gegen ihn schon so groß, daß eine Steigerung desselben kaum möglich, wenigstens nicht weiter gefährlich sein konnte! Er mußte fest darauf bauen und vertrauen, daß Gott seine gerechte Sache schützen

und seinem Kampf gegen das Unwesen der damaligen päpstlichen Hierarchie seinen kräftigen Schutz verleihen werde, und geschah dies nur, so durfte er sich gar wenig um das Zorngeschrei seiner Gegner wegen einer etwaigen Heirath sorgen.

Solche und ähnliche Gedanken waren es, die in dieser Nacht unaufhörlich in dem Gehirne Slüters kreisten und ihm noch auf lange Stunden hin den Schlummer verscheuchten, so sehr sein ermüdeter Körper sich auch sonst wohl darnach sehnen mochte.

Noch eine dritte Person befand sich in der Stadt, die in jener Nacht den Schlaf noch lange nicht finden konnte, und dies war Suse, die Tochter des Peter Schmidt. Die tiefe Neigung, welche sie stets für Slüter gefühlt hatte, war jetzt bei seinem Wiedersehen und der längeren Unterredung, die sie noch am Abend nach der Rückkehr aus der Kirche mit ihm gehabt, abermals mit voller Stärke bei ihr erwacht. Wie nur ein starkes, feuriges, von keiner Liebe bisher berührtes Mädchenherz zu lieben vermag, liebte sie den Magister, und doch fühlte sie selbst nur zu wohl, daß ihre Neigung eine gänzlich hoffnungslose bleiben werde und müsse, denn wie durfte sie, das verwachsene, bucklige Mädchen, wohl jemals hoffen, Gegenliebe in dem Herzen eines jungen kräftigen Mannes zu ent-

zünden! Es war ein bitterer Schmerz, der die Brust der armen Suse zerriß, als sie selbst diese feste Ueberzeugung gewonnen hatte, und heiße Thränen netzten das Kopfkissen ihres schlummerlosen Lagers. Aber nur vorübergehend war dieser tiefe Schmerz und bald verlieh ihr frommer Sinn und das wahre Gottesvertrauen, welches ihr ganzes Wesen von Kindheit an durchdrang, dem armen Mädchen die nöthige Kraft, deren sie in diesem schweren Kampfe bedurfte. Sie flehte Gott um Stärkung an und dies fromme Gebet verfehlte seine Wirkung nicht. „Die Liebe Slüters kann und werde ich mir niemals erringen, aber seiner Freundschaft will ich mich stets würdig zeigen und was nur in meinen Kräften steht, soll seinem ferneren Wohle geweiht sein." Dieser feste Entschluß beruhigte als lindernder Balsam die Leiden ihres Herzens. Ein Engel des Friedens schwang seine Palme über ihr Haupt und der Kampf war für alle ferneren Zeiten in diesen Stunden entschieden. Was sie aber jetzt sich selbst gelobt hatte, das hielt Susanna Schmidt nun auch für die ganze Zukunft und einen wärmeren, uneigennützigeren, Tag und Nacht fast unausgesetzt für ihn sorgenden Freund, als diese verwachsene Baderstochter, hat der Magister Slüter bis zu seinem frühen Tode in ganz Rostock niemals besessen.

An demselben Abend aber, als alle Bekenner der neuen Lehre über diesen feierlichen Einzug Slüters in die Hansastadt mit vollem Rechte sich der größten Freude hingaben, versammelten sich in den uns schon bekannten Räumen des Dominikanerklosters St. Johannis eine Anzahl von Personen, welche gerade die entgegengesetzten Gefühle in ihrem Herzen trugen. Es waren die Führer der papistischen Partei, wie wir solche größtentheils schon früher unseren Lesern vorführten. Nur der alte Kaufherr Niclas Wulf, den angeblich ein böses Gebreste an seinem Fuße zurückhielt, fehlte jetzt, sonst waren alle jene Männer hier jetzt abermals vereinigt, welche an jenem Maiabend des Jahres 1523 den erbitterten Beschluß gegen alle Lutheraner gefaßt hatten.

Wenn es möglich gewesen, war die Stimmung jener Männer an diesem Abend noch ungleich gehässiger, als sie sich schon damals gezeigt hatte. Vorzüglich der Rathsherr Cordes schien aus Gift und Galle zu bestehen, und sein sonst matt in der tiefen Höhlung lagerndes Auge blitzte förmlich vor innerer Wuth, wenn der Name Slüter nur ausgesprochen wurde. Heftig und leidenschaftlich, wie immer, war auch der Pater Rothstein und ohne die verächtlichsten Schimpfnamen, als „der schwarze Köter" oder

„das infame lutherische Luder“, bezeichnete er den bitter gehaßten Reformator niemals. Ruhiger und würdevoller nach seiner Gewohnheit war der gelehrte Prior des Klosters, Cornelius de Senkis, obgleich auch bei ihm eine tiefe Erbitterung gegen Luther und dessen Jünger vorherrschte. Die Leitung der Berathung hatte, wie in allen solchen Fällen gewöhnlich, auch diesmal wieder der Rathsherr Cordes übernommen.

„Daß dieser Auswurf der Hölle zu unserer Schande wieder in der Stadt Rostock seinen Einzug gehalten hat, ist uns ja leider Allen bekannt und so fragt es sich nur, welche Mittel wir mit vereinten Kräften gebrauchen wollen, um ihn so bald als möglich unschädlich zu machen?“ schloß dieser seine längere Rede beim Anfang der Versammlung.

„Ja und einen recht feierlichen Einzug hat der Herr Magister Slüter gehalten und ich war selbst ein Augenzeuge, mit welchem ungeheuren Jubel seine Hunderte von Anhängern ihn begrüßten,“ bemerkte hier mit hämischem Grinsen der Rottmeister Horwath, dem es im Geheimen ein boshaftes Vergnügen gewährte, den Zorn der hier Anwesenden noch immer mehr zu reizen.

„Warum habt Ihr denn mit Euren Söldnern der Schaarwache keinen Angriff auf dies Gesindel zu

unternehmen gewagt? Ich sollte denken, es müßte doch bei solchem Tumult einem beherzten Kerl von Euren Leuten ein Leichtes gewesen sein, dem Hundsf... Slüter mit einer Hellebarde einen solchen Schlag auf seinen hohlen Kopf zu versetzen, daß seine verruchte Seele sogleich aus seinem stinkenden Cadaver heraus und direkt zur Hölle führe, wo der Teufel sie schon in Empfang nehmen würde, um sie im höllischen Feuer bis zum Tage der Auferstehung braten zu lassen. Aber zu solcher tüchtigen That, die Euch für immer den Segen der Kirche eingetragen hätte, fehlt es Euch sowohl wie Euren faulen Lümmeln von Schaarwächtern an Muth und Kraft," fuhr zornig der Pater Rothstein auf.

„Mit Eurem gütigen Verlaub, ehrwürdiger Pater, diesmal läßt denn doch Euer Haß gegen das Ketzerthum Euch weit über das Ziel hinausfahren," entgegnete der Rottmeister und man konnte diesem Tone anmerken, wie nur die Erinnerung an die vielen Becher guten Weines, die er schon im Kloster getrunken hatte und in noch viel größerer Zahl zu trinken hoffte, den Zorn über diese verletzende Aeußerung des Paters bei ihm dämpfte. „Zuerst habe ich nur einige fünfzig Leute der Schaarwache unter meinem Befehl und der bewaffneten Anhänger Slüters waren

mehr als Dreihundert und Ihr müßt daher zugeben, daß der Kampf für uns doch ein zu ungleicher gewesen wäre, selbst wenn wir Alle unser Leben dem Dienste der Kirche hätten opfern und als Märtyrer direkt zum Himmel fahren wollen. Zweitens aber hat der gestrenge Bürgermeister Herr Heinrich Gerdes, dessen Befehl zu respektiren mein Amt gebietet, mir am Morgen noch die strengste Ordre zukommen lassen, jede Rauferei mit der Gegenpartei auf alle Fälle zu vermeiden und deshalb auch meine Leute thunlichst von den Straßen zurückzuziehen. Ihr werdet also, hochwürdiger Pater, finden, daß diesmal Euer Vorwurf gegen mich, den alle Zeit getreuesten und willfährigsten Knecht unserer heiligen Kirche, ein harter und höchst kränkender war," schloß er seine Rede und langte gleichzeitig nach dem vor ihm stehenden mächtigen Humpen mit Frankenwein, als wolle er die ihm angethane Kränkung damit wegschwemmen.

„Ja, diese Butterseele von Heinrich Gerdes, zum Almosenempfänger im Siechenhaus hätte man ihn erwählen sollen, aber nicht zum Bürgermeister unserer Stadt in solch schwerer Zeit. Ich sollte nur die Macht in meinen Händen haben, mit Feuer und Schwert wollte ich dies Ketzerthum schon ausrotten

und sollte ich die ganze Rostocker Haide zu Scheiterhaufen deshalb verbrennen müssen," schnaubte der zornmüthige Pater weiter.

„Unseren Bürgermeister Heinrich Gerdes muß ich in Schutz nehmen, daß er den Frieden in der Stadt will erhalten sehen," warf ein junger Rathsherr aus der angesehenen Sippe der Mohrweck hier ein. „Den Herzog Heinrich in Güstrow trifft die Hauptschuld des ganzen Unheils, warum zwang er uns, den Slüter, der dazu noch ein Dömitzer Kind und nicht einmal hierorts angehörig in der Stadt ist, wieder aufzunehmen, nachdem wir den Kerl schon wieder glücklich los geworden waren."

„Ja diese Herzöge von Mecklenburg sind unserer Stadt nur stets zum Schaden und Verdruß gewesen und nichts wie Plage haben wir davon gehabt, daß wir zum mecklenburgischen Lande gehören. Wir hätten diese Gelegenheit nur benutzen und es zum offenen Kampfe kommen lassen sollen. Wer weiß, ob das Glück uns nicht diesmal begünstigt hätte und wir dann eben solch eine freie Reichsstadt geworden wären, wie es unsere Schwesterstädte im Hansabunde, Lübeck und Hamburg, zu ihrem Wohle schon längst sind. Der junge Kaiser von Deutschland, Carolus V., ist ein eifrigee Freund und Förderer des heiligen römisch-

katholischen Glaubens und nicht so ein verkappter Ketzer und schnöder Lutherfreund, wie dieser armselige Herzog Heinrich in seinem alten Rattenneste von Schloß zu Güstrow, der das Lutherthum in seinem Lande nur einführen will, um durch Plünderung und Einziehung der reichen Klöster seinen stets leeren Beutel zu füllen," sprudelte ein angesehener Bürger, Balthasar Guhl, der in seiner Jugend schon in dem blutigen Streite der Stadt Rostock mit dem mecklenburgischen Herzog Magnus mitgefochten und sich durch seinen Haß gegen die Oberherrschaft, welche von Güstrow aus über seine Vaterstadt ausgeübt wurde, stets hervorgethan hatte.

„Solche Worte darf ich nicht mit anhören, sie sind ja Hochverrath," fuhr aber jetzt ein anwesender Professor der städtischen Hochschule auf.

„Friede, Ihr Herren, laßt den Zank aus unserer Mitte schwinden und uns lieber dafür in Eintracht berathen, wie wir der immer mehr wachsenden Ausbreitung des Ketzerthums am Kräftigsten Einhalt und die leider erfolgte Rückkehr Slüters unschädlich machen können," beschwichtigte jetzt der Prior die aufgeregten und in Zorn gerathenen Gemüther.

„Und was ich schon vor zwei Jahren Euch sagte, ein gutes Giftpülverchen, in die Suppe oder den

Wein gemischt, bleibt stets das beste Mittel, um sich solch eines Unholdes zu entledigen," wispelte der Pater Ambrosius seinem Nachbar, dem Rathsherrn Cordes, in das Ohr.

„Bin jetzt selbst Eurer Meinuug, obgleich ich vor zwei Jahren noch glaubte, daß solches Mittel nicht nothwendig sei. Wenn wir dem Kerl ein Giftpulver eingeben könnten, daß er wie eine Ratte daran krepirte, würde es mit der ganzen Ketzerei in Rostock bald vorbei sein," antwortete ihm ebenso leise der Rathsherr Cordes wieder. „Doch wie bekommen wir solch ein langsam wirkendes Gift, daß es keinen Verdacht erregt, und wie bringen wir es ihm bei?"

„Laßt mich nur dafür sorgen — ich schaffe Euch schon ein Gift, das den, der es in den Magen bekommt, langsam auf das Siechbett wirft und ihn so nach und nach absterben läßt, daß Alle glauben, die Auszehrung habe ihn auf die Todtenbahre gebracht," schmunzelte der Pater Ambrosius und ein tückisches Lächeln überzog sein Gesicht und ließ dessen ohnehin schon hämischen Ansdruck noch widerwärtiger erscheinen.

„Nun gut, Pater, schafft nur das Gift, die Kosten dafür bestreite ich gerne und werde mich im Interesse der guten Sache noch außerdem besonders erkenntlich gegen Euch bezeigen. Und eine Gelegenheit, solches

dem verruchten Ketzer Slüter unbemerkt beizubringen, wird sich im Laufe der Zeit auch wohl finden," war die leise Antwort des Rathsherrn, wobei er seinem würdigen Genossen verstohlen die Hand zur Bekräftigung des soeben geschlossenen Bundes drückte.

Noch gar manche Ansichten, wie man das Lutherthum am Kräftigsten verfolgen und den Hauptjünger desselben möglichst unschädlich machen könne, wurden bei dieser Zusammenkunft geltend gemacht, die alle von dem heftigsten Fanatismus der Männer, welche sie aussprachen, zeugten. Es war ein vergebliches Bemühen, Luthers Lehre hatte schon zu feste Wurzeln in der Stadt gefaßt und ihre Bekenner waren zu sehr von deren Wahrheit durchdruugen, daß alle Gehässigkeiten der papistischen Partei dagegen völlig wirkungslos abprallten.

Seit Slüters Rückkehr auf seine Predigerstelle an der Kirche zu St. Petri war der Bestand der neuen Lehre fest gesichert und trotz allen Druckes und aller Verfolgungen nahm die Zahl ihrer eifrigen Jünger allwöchentlich, ja fast alltäglich in einer überraschenden Weise zu. Das mecklenburgische Land war fortan für die Reformation fest gewonnen und konnte dies als den Beginn des Erwachens seiner geistigen Freiheit für alle fernere Zukunft segnen und preisen.

Sollte der edle Mann, der mit der vollen Kraft seines Geistes und seltenem Muthe in der Brust zuerst den neuen Glauben hierher an die Ufer der Ostsee verpflanzt hatte, auch der Heimtücke seiner Gegner zum Opfer fallen, die Menge seiner Jünger, die aus seinem beredtem Munde das reine Evangelium sich zueigneten, war schon so groß geworden, daß es auch nach seinem frühen Tode nicht an lutherischen Predigern in Rostock fehlte und in wenigen Decennien schon ihre Zahl die der römisch-katholischen Kirche bereits weit überstieg.

Es war der Sieg der Wahrheit und geistigen Freiheit über die Lüge und Verdummung, wie solche damals von Rom aus über unser ganzes deutsches Vaterland verbreitet wurde, bis Luthers Riesengeist zum ewigen Heil unseres Volkes zuerst die wahren Lehren der Reformation verkündet hatte.

Ende des zweiten Bandes.



Druck von Hermann Blanke in Berlin, Neue Promenade 4.

Inhalts-Verzeichniß

des zweiten Bandes.

